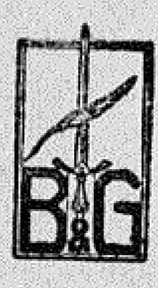
Arthur Mohaupt

Kampf um den Annaberg

Tagebuch eines Sekundaners

Mit 13 Zeichnungen und einer Kartenskizze



Verlag Bernard & Graefe · Berlin SW 68

Gedruckt bei Bernard & Graefe, Berlin SW 68
Zeichnungen von Victor Stürmer

Vorwort

Bei einer Wiedersehensfeier ehemaliger Selbstschutzkämpfer las ein junger Kamerad Aufzeichnungen vor, die er auf Grund eines Tagebuches von den Kämpfen um den Annaberg gemacht hatte. Abend für Abend hatte er in kurzen Stichworten die Erlebnisse und Eindrücke des Tages vermerkt. Die Darstellung war schlicht und einfach, so, wie sie einer, der damals noch ein Junge war, sehen mußte. Von allen Seiten wurde er gedrängt, seine Darstellung der Öffentlichkeit zu übergeben. Er war nicht ganz einverstanden, denn das Tagebuch war ja nur für ihn bestimmt.

Jahrelang hatte er das Buch still in einer Ecke seines Bücherschrankes stehen. Jetzt scheute er sich, seine Gedanken einem großen Kreise preiszugeben. Endlich bat er mich, seine Aufzeichnungen zu überarbeiten. Ich habe wenig daran geändert. Es soll keine literarische Meisterleistung sein, sondern nur eine wahre, ungeschminkte Darstellung der Kämpfe um unsere Heimat Oberschlesien. Die deutsche Jugend von heute kann auf diese Weise am besten erkennen, wie es 1921 wirklich zuging. Wenn das mit dieser Darstellung gelungen ist, ist der Zweck dieses Buches erfüllt.

Dr. Arthur Mohaupt.

I. Kapitel.

Der polnische Aufstand

3. Mai.

Es war heute morgen während der Frühstückspause. Wir spazierten wie gewöhnlich auf dem Schulhof auf und ab. Die Frühlingssonne lachte. An Bäumen und Sträuchern leuchtete das erste Grün. Die alte, ehrwürdige Stadt Neiße zeigte sich an diesem Morgen von ihrer schönsten Seite. Wir hofften auf wenig Schularbeiten und besprachen eine gemeinsame Frühlingswanderung. Unser Planen wurde aber durch eine merkbare Unruhe unter den Lehrern gestört. Sie standen in einem großen Kreise beisammen in erregter Unterhaltung. Die Unruhe wirkte ansteckend. Die tollsten Gerüchte gingen um. Jeder wollte etwas wissen und erzählte wichtig.

„Gestern sollen ein paar Primaner mit ein paar Mädels im Kino gewesen sein“, meinte einer. „Paßt auf, die sollen von der Penne fliegen.“

„Der Schulrat soll morgen zur Besichtigung kommen“, riet ein anderer.

„Quatsch, das ist bestimmt etwas Politisches“, warf ein Primaner dazwischen. „Vielleicht ist Ebert gestorben. Oder wir haben eine neue Regierung. Irgend so was ist los. Wir werden es ja sehen.“

Es klingelte. Die Pause war beendet. Mit größter Spannung gingen wir in unser Klassenzimmer. Kurz darauf trat der Geschichtsprofessor ein. Es war ihm anzumerken, daß er erregt war. Er putzte sich nervös die Nase mit seinem riesigen Taschentuch, über das wir immer lachten; dann begann er zu sprechen:

„Jungens, ich muß euch etwas sehr Schlimmes mitteilen. Wir haben eben die Nachricht erhalten, daß heute morgen die Polen in Oberschlesien eingerückt sind und im ersten Anlauf einen großen Teil von ihm besetzt haben. Alle Verbindungen mit dem Industriegebiet sind abgeschnitten. Genaue Meldungen sind nicht zu erhalten. Die französische Besatzung soll den vordringenden Polen keinerlei Widerstand entgegensetzen. Es läßt sich nicht übersehen, welche Folgen die Ereignisse des heutigen Morgens für Deutschland und für unsere Heimatstadt haben werden. Unsere Stadt liegt dicht an der Demarkationslinie. Es ist unbekannt, ob die Polen die Grenze des Abstimmungsgebietes innehalten werden. Wir wollen nicht zu schwarz sehen, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß in den nächsten Tagen polnische Regimenter in unserer Stadt einmarschieren. Das Lehrerkollegium hat beschlossen in Anbetracht der drohenden Gefahr, den Unterricht für heute zu beenden. Beten wir für unsere Heimatstadt und für unsere lieben Landsleute in Oberschlesien."

Diese Mitteilung traf uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wir standen noch alle unter dem Eindruck der jubelnden Abstimmungsfeier, an der wir vor sechs Wochen teilnehmen konnten. Damals war ganz Neiße beflaggt und bekränzt gewesen. Die Glocken hatten geläutet. In allen Reden hatten wir gehört, daß durch den Abstimmungssieg jede Gefahr für unsere Heimat vorüber sei. In we-

nigen Wochen würde Oberschlesien wieder frei sein. In jeder Zeitung hatte es gestanden. Jetzt sollte das alles nicht wahr sein!

Auffallend still und ruhig packten wir unsere Mappen. Vor der Schule standen wir noch lange in Gruppen beisammen und besprachen aufgeregt die Möglichkeit eines polnischen Einmarsches in Neiße. Die Ansichten gingen weit auseinander. Fantastische Pläne wurden entworfen. Die Reichswehr und geheimnisvolle Waffen spielten dabei eine große Rolle. Die Primaner waren begeistert. Sie wollten sich als Freiwillige bei deutschen Truppenteilen melden.

Gedankenverloren wanderte ich nach Hause. Mit wichtiger Miene erzählte ich meiner Mutter die überraschenden Neuigkeiten. Sie war so heftig erschrocken, daß sie sich zunächst auf einen Stuhl setzen mußte, um die Nachrichten in ihrem vollen Umfange erfassen zu können. Lange blickte sie vor sich hin, dann sah ich ein paar Tränen über ihre Wangen laufen.

„Uns bleibt wirklich nichts erspart", klagte sie, „vier Jahre habe ich mich um unseren Vater gesorgt und jetzt, wo er glücklich heimgekehrt ist, sollen wir ihn vielleicht schon wieder hergeben! Kaum sind die schweren Lasten des Krieges vorüber, werden uns schon wieder neue aufgebürdet! Das ist eine schwere Prüfung, aber Gottes Wille geschehe."

Soweit es in meinen schwachen Kräften stand, versuchte ich sie zu trösten. Sie ging auch wieder an ihre Arbeit, aber immer wieder blieb sie stehen. Die Gedanken an ein bevorstehendes Unheil ließen sie nicht mehr los.

Als mein Vater vom Dienst nach Hause kam, brachte er uns neue Gerüchte, die in der Stadt umliefen, mit. Er

hatte auf der Polizei erfahren, daß polnische Aufständische im Laufe des Vormittags das ganze Industriegebiet und die südlichen Kreise Oberschlesiens besetzt hatten und im Vormarsch auf Kreuzburg, Kandrzin und Ratibor waren. Die Franzosen hätten sich geweigert, den polnischen Aufständischen mit Waffengewalt entgegenzutreten. Die Behörden der Stadt seien ratlos. Von oben her, von den verantwortlichen Stellen in Breslau und Berlin, seien trotz ständiger telefonischer Hilferufe keine Anweisungen zu erhalten. Niemand wisse, was geschehen solle!

Das Essen verlief unter bedrücktem Schweigen. Jeder hing seinen Gedanken nach. Die quälende Ungewißheit hielt mich nicht länger in der Wohnung, ich durchstreifte die Stadt. Auf den Straßen standen erregt durcheinanderredende Leute. Am Bahnhof sammelte sich eine riesige Menschenmenge. Mit Windeseile hatte sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß der nächste Zug aus Oberschlesien von Flüchtlingen überfüllt sein werde. Boten eilten von Haus zu Haus, um den Frauenverein aufzurufen, der Fürsorgemaßnahmen für die zu erwartenden Flüchtlinge vorbereiten sollte.

In kleinen Gruppen drängten sich die Frauen durch die Menge zum Eingang des Bahnhofs. Mit Mühe wurde ein Weg für ein Fuhrwerk gebahnt, das Lebensmittel für die Flüchtlinge brachte. Ich sah meine Mutter, die man auch benachrichtigt hatte. Sie hatte sich eine blendendweiße Schürze vorgebunden. So hatte ich sie früher oft auf dem Bahnhof gesehen, im Kriege, wenn Lazarettzüge durchfuhren, oder wenn — wie vor einigen Wochen — in endloser Reihe die Sonderzüge mit Abstimmungsberechtigten durchkamen. So schnell, als es mir möglich war, drängte ich mich zu ihr durch.

„Darf ich Dir helfen, Mutter?“ Dankbar sah sie mich an und nickte zustimmend.

Der Eingang zum Bahnhof war durch Polizei abgesperrt. Der Schutzpolizist wollte mich nicht einlassen, aber meine Mutter verlangte mich energisch als Helfer. Unentschlossen trat er schließlich zur Seite.

Auf dem Bahnhof herrschte reges Leben. Tische wurden aus dem Wartesaal geholt und aufgestellt. Junge Mädchen brachten riesige, dampfende Töpfe mit Kaffee und Milch geschleppt, andere trugen Tabletts mit Tassen und Gläsern. Leute der Sanitätskolonne vom Roten Kreuz stellten Tragbahren für Hilfsbedürftige bereit. Ein Arzt hatte sich eingefunden und gab knappe Anweisungen.

Der Stationsvorsteher erschien. Die Ankunft des Zuges war gemeldet worden. Gespannt wartete alles auf sein Eintreffen.

Langsam fuhr der Zug in den Bahnhof ein. Langsam und zögernd leerten sich die Abteile. Es war erschütternd zu sehen, wie Frauen und Kinder, mit armseligen Habseligkeiten beladen, ausstiegen. Hilflos standen sie umher. Willig ließen sie sich eine Tasse wärmenden Kaffees und ein Glas heiße Milch für ihre Kinder in die Hand drücken. Sie waren so verschüchtert, daß sie kaum zu danken wagten. Vor mir standen ein paar Kinder. Sie weinten und riefen nach ihrem Vater. Ich fragte die Frau nach ihrem Manne.

„Ich weiß nicht, wo er jetzt ist. Heute früh kamen plötzlich die Polen in unser Dorf und besetzten das Gemeindeamt. Mein Mann und andere holten ihre Gewehre, und bald wurde im ganzen Dorf geschossen. Kurz darauf fing es im Hofe neben uns an zu brennen. Wir

hatten uns auf den Fußboden gelegt, weil fortwährend Kugeln ins Zimmer einschlugen. Gegen Mittag kam mein Mann ganz atemlos nach Hause gerannt. Er sagte nur, daß wir sofort fliehen müßten, weil die Polen Verstärkung erhalten hätten. Ich packte in aller Eile die wichtigsten Sachen zusammen, und dann liefen wir querfeldein, so schnell wir konnten. Es wurde fortwährend geschossen. Die Frau von unserem Nachbar schrie, sie sei getroffen worden, aber wir mußten sie liegen lassen."

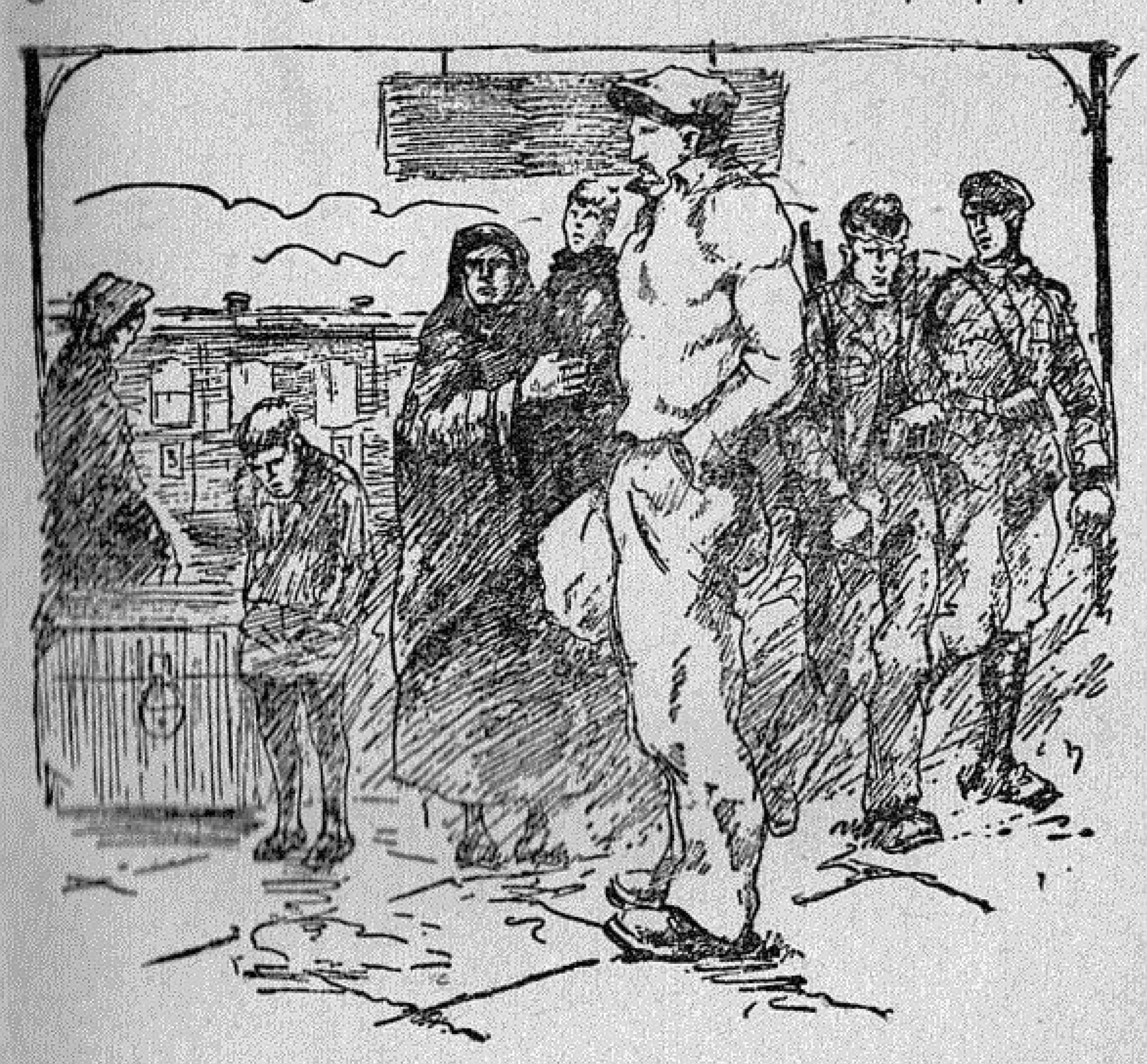
Eine andere Frau erweckte noch mehr unser Mitleid. Ihr Mann war verwundet in ihrem Heimatort liegengeblieben. Unter Tränen erzählte sie es und klagte: „Jesus, Maria! Was soll aus uns noch werden!"

Sieben Kinder standen neben dieser Frau, das Jüngste trug sie im Arm. Meine Mutter nahm sich ihrer an. Sie wollte sie zu Hause in unserem Fremdenzimmer unterbringen. Vorläufig schaffte sie in eine geschützte Ecke des Bahnhofes bequeme Sitzgelegenheiten. Stumm saßen die Ärmsten dort auf ihren Stühlen und beobachteten die Vorgänge auf dem Bahnsteig. Später nahm ich die älteren Kinder und führte sie durch die schweigende Menschenmenge nach unserer Wohnung. An diesem Abend konnte ich lange nicht einschlafen, die Erlebnisse dieses Tages hatten mich zu stark gepackt.

4. Mai.

Heute war wieder Schule. Aber die Lehrer dachten nicht daran, den üblichen Unterricht abzuhalten. Es wurde nur über Oberschlesien gesprochen. Das Schicksal unserer engeren Heimat beschäftigte uns so, daß niemand an Mathematik, Literatur und Sprachen dachte.

In der Stadt gingen Gerüchte um, daß sich Freiwillige gegen Polen bei der Polizei melden könnten. In der schmalen Gasse vor der Polizeiwache drängten sich junge Leute. Es gab keine Anweisungen. Wer war berechtigt, militärische Formationen aufzustellen? Laut Friedensvertrag war das verboten. Wer durfte sich darüber hinwegsetzen? Niemand wußte Bescheid. So wurde nur der gute Wille zur Kenntnis genommen und eine Liste zur Eintragung aufgelegt.



Flüchtlinge

Im Laufe des Tages rollte im Bahnhof ein Zug nach dem anderen mit Flüchtlingen aus Oberschlesien ein. Die

Privatquartiere in der Stadt waren voll besetzt, die Räume des Bahnhofs dicht belegt. Jeder Zug brachte neue Familien, die sich auf dem Bahnhofsvorplatz lagerten. Ich half meiner Mutter bei der vorläufigen Unterbringung der armen Leute.

Der Nachmittagszug brachte die ersten Verwundeten. Ein paar Zivilisten mit Armbinden des Roten Kreuzes stiegen zuerst aus. Sie halfen einigen Leuten mit verbundenen Köpfen und Armen aus dem Abteil. Gierig griffen sie nach den dargereichten Erfrischungen. Inzwischen wurde Bahre um Bahre ausgeladen. Auf jeder von ihnen lag ein Mensch in schmutzigen Kleidern und blutigen Verbänden. Hin und wieder stöhnte einer laut auf. Gesichter von einer merkwürdig fahlen Blässe blickten unruhig umher. Ärzte und Sanitäter bemühten sich um die Verwundeten.

Ich erkundigte mich bei den Leichtverletzten nach dem Verlauf der Kämpfe.

Es war erschütternd, sie erzählen zu hören. So, wie sie von den polnischen Aufständischen überrascht worden waren, hatten sie ein Gewehr ergriffen, sich in Deckung geworfen und versucht, den Einmarsch aufzuhalten. Es waren Grubenarbeiter aus dem Industriegebiet und Bauern aus Kandrzin. Kein Mensch hatte sich um sie gekümmert oder ihnen Befehle gegeben. Sie waren ohne jede Verbindung miteinander. Niemand hatte ihnen Verpflegung gebracht. Der Pole hatte sie umgangen und stand plötzlich in ihrem Rücken. In kleinen Gruppen hatten sie sich durchgeschlagen und eine neue Front gebildet. So hemmten sie den polnischen Vormarsch, ohne daß es ihnen jemand befohlen hätte. Es waren stille Helden im Arbeitsrock. Wer würde ihrer später einmal gedenken?

II. Kapitel.

Freiwillige vor!

5. Mai.

Mein Vater brachte eine erregende Neuigkeit aus der Stadt mit, als er zum Essen nach Hause kam. Im Hotel Kaiserhof sollten Offiziere abgestiegen sein, die ein Freikorps gegen die polnischen Aufständischen aufstellen wollten. Sie verhandelten zur Zeit mit den Behörden der Stadt. Sofort nach dem Essen lief ich nach dem Kaiserhof. Leute sammelten sich dort, obwohl zunächst nichts zu sehen war. Ein paar Autos standen auf der Straße, das war alles. Ich hatte mich gerade bis zur vordersten Reihe durchgedrängt, als ein Offizier aus dem Hotel herauskam. Es war eine große Gestalt mit einem scharf geschnittenen Gesicht. Er trug einen feldgrauen Rock ohne Achselstücke, aber der Offizier war durch sein Äußeres unverkennbar. Mit scharfen Blicken musterte er die Menschenmenge. Plötzlich trat er auf mich zu. „Sag mal, hast du Zeit?" fragte er. Ich war im Moment so verwirrt, daß ich kaum ja sagen konnte. Er schien das auch für selbstverständlich zu halten, denn er nahm mich gleich darauf vorn beim Schlips und sagte: „Na, da komm mal herein." Damit zog er mich in den Eingang des Hotels. Er lachte, wahrscheinlich über mein verdutztes Gesicht, und fragte mich dann: „Sag mal, du bist doch hier in der

Stadt im Bilde. Ich brauche heute Nachmittag jemand, der mir den Weg zeigt, und den ich auch mal mit Aufträgen fortschicken kann. Hast du Lust dazu?"

Mein begeistertes Ja mußte ihn zufriedengestellt haben, denn er meinte:

„Na, das habe ich mir doch gleich gedacht, als ich dich gegriffen habe. Also, ich bin der Oberleutnant Schlageter, und wie heißt du?"

„Fritz Mohrenhoff."

„Ich werde dich Fritz nennen, verstanden? Nun führe mich mal zum Magazinschuppen 10, dort sollen Waffen liegen. Komm!"

Stolz trat ich vor dem Offizier wieder aus dem Hotel, angestaunt von der Menge und sichtlich beneidet von einigen Klassenkameraden. Mich ganz im Dienst fühlend, führte ich den Oberleutnant durch Neiße. Hin und wieder erkundigte er sich nach Gebäuden in der Stadt. Am Magazinschuppen wurden wir erwartet. Ein großer, kräftiger Mann in Zivil machte ihm in strammer, militärischer Haltung eine Meldung. Der Oberleutnant redete ihn mit Feldwebel an. Die Tore des Magazins waren weit geöffnet, Leute schleppten Berge von Gewehren heraus und verstauten sie auf Bauernwagen.

„Stehen überall Posten?" erkundigte sich der Oberleutnant beim Feldwebel. „Wir müssen verdammt vorsichtig sein, denn die Brüder von der Treuhandgesellschaft, die dieses Zeug hier laut Versailler Vertrag vernichten sollen, wollen uns keine Waffen herausgeben, weil sie nicht wissen, wie sie einen solchen Abgang an Waffen verbuchen sollen. Zum Teufel mit diesen Bürokraten! Wir holen uns, was wir brauchen. Wer uns hindern will, kriegt eins aufs Dach. Aber trotzdem Vorsicht!"

Eben wurden schwere und leichte Maschinengewehre herausgetragen.

„Habt ihr euch schon nach einem Geschütz umgesehen?" fragte er einen jungen Mann.

„Das haben wir, aber es sieht faul damit aus. Dahinten im Schuppen liegt ein ganzes Gebirge von Geschützteilen, das meiste davon ist aber schon zerschlagen oder angesägt. Ich glaube kaum, daß sich daraus noch etwas Brauchbares wird herausholen lassen."

„Das müssen wir uns mal ansehen", sagte der Oberleutnant, „kommt mal mit!"

Ich folgte ihm in den riesigen Schuppen, dessen hinterer Teil fast bis zur Decke mit Geschützteilen gefüllt war. Der Oberleutnant musterte kritisch diesen Wirrwarr. Er zeigte auf ein verrostetes Geschützrohr.

„Das gehört doch zu einer 10,5 cm Gebirgshaubitze. Zieht das Ding mal raus!"

Vier Mann wuchteten mit vieler Mühe das Rohr heraus. Der Oberleutnant betrachtete es von allen Seiten.

„Das ist noch ganz gut in Ordnung. Es ist zwar ein bißchen verrostet, aber ordentlich mit Petroleum bearbeitet, gibt das ein prima Geschütz. Der Verschluß ist leidlich in Ordnung, Schlagbolzen und Federn fehlen. Aber die müssen doch sicher auch hier irgendwo herumliegen. Seht mal unter dem Kleinzeug nach. Dann fehlt uns noch eine ordentliche Lafette. Da oben rechts scheint mir eine zu liegen, holt sie mal herunter, damit wir sehen können, was daran zum Teufel ist."

Mit vieler Mühe wurde die schwere Lafette von dem Berg herunter geholt. Er ließ sie nach allen Seiten drehen und wenden.

„Die ist noch ganz gut in Ordnung, jetzt fehlen noch Räder, aber dahinten liegen ja einige hundert, da verpaßt ihr nachher zwei davon. Dann raus damit auf den Wagen! Wenn noch etwas fehlen sollte, werden wir es in diesem Klempnerladen sicher noch finden. Auf so ein Geschütz habe ich grad noch gewartet."

Zufrieden schmunzelnd rieb er sich die rostrot beschmutzten Hände an einem alten Lappen ab.

„So, Fritz, jetzt führ mich zum Barackenlager!"

Wieder marschierten wir quer durch die Stadt, von den neugierigen Blicken der Neißer Bürger verfolgt.

Auf dem großen, freien Platz vor dem Barackenlager kam uns ein baumlanger Offizier entgegen. Er trug einen grünen Lodenanzug, Sportmütze und Spazierstock, aber umgeschnallt mit Revolver.

„Tag, Wandesleben!" begrüßte ihn mein Oberleutnant. „Wie bist du mit der Polizei wegen der Baracken fertiggeworden? Will man oder will man nicht?"

„Man will schon, aber man getraut sich nicht! Als ich zu dem Polizeiobersten kam, und ein paar Baracken für das Sturmbataillon haben wollte, lehnte er ab. Seine Instruktionen gestatteten es ihm nicht. Ich fragte ihn, was er zu unternehmen gedenke, wenn wir die Baracken ohne seine Einwilligung besetzten. Er meinte, verständnisvoll lächelnd: „Dann muß ich einen schriftlichen Bericht an meine vorgesetzte Dienststelle einreichen." Ich fragte sofort: „Wann kann denn da Antwort eintreffen?" „In acht bis zehn Tagen" meinte er. In der Annahme, daß wir dann längst an der Front sind, bat ich ihn, zur Kenntnis zu nehmen, daß wir vier Baracken ohne seine Einwilligung beschlagnahmen würden, worauf er sofort seinem

Adjutanten einen schriftlichen Bericht diktierte. Vor einer Stunde etwa habe ich mit 20 Mann, die heute aus Breslau eingetroffen sind, die Baracken besetzt. Die Schupo hat interessiert zugesehen. Drüben, an deiner Baracke, werden schon Waffen abgeladen. Stroh stellt die Stadt zur Verfügung. Es ist bereits im Anrollen. Jetzt kann die Sache losgehen."

Der Oberleutnant besichtigte die Baracken und gab einige kurze Anweisungen für die Einteilung der Räume. Vom Lager wanderten wir zum Hotel, von da zur Polizei, zum Magazin, zum Bahnhof, kreuz und quer durch die Stadt. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß die Aufstellung und Ausrüstung von ein paar hundert Freiwilligen solche Mühe machen könnte. Todmüde langte ich spät abends zu Hause an, von der Mutter bereits bang erwartet. Vater hörte mir mit großem Interesse zu, was ich ihm an Neuigkeiten erzählen konnte. Anerkennend klopfte er mir auf die Schulter.

„Ist gut so, Fritz! Hilf soviel du kannst."

An diesem Tage brauchte ich nicht lange zum Einschlafen.

6. Mai.

Am Morgen erzählte ich in der Schule dem Klassenlehrer von meiner neuen Aufgabe und bat ihn, mir für heute und morgen frei zu geben. Er brachte zwar zunächst alle möglichen Bedenken vor, willigte aber dann ein. Stolz meldete ich mich kurz darauf im Hotel Kaiserhof bei meinem Oberleutnant. Er stellte mich einem sehr jungen, schlanken Menschen vor, der in einem grauen Sportanzug, mit braunen Ledergamaschen, gerade vorüber kam.

„Das ist hier meine kleine Ordonnanz", meinte er lachend, „Fritz, heißt der Lausejunge. Und das hier ist unser Kommandeur, Heinz Hauenstein. Damit du im Bilde bist, wenn ich dich mal zu ihm schicke."

Hauenstein gab mir die Hand. „Das ist fein von Dir, daß du uns helfen willst, solche Jungens können wir gebrauchen. Mache deine Sache gut, in ein paar Jahren wirst du vielleicht selber mit hinausziehen können."

Ich wurde gefragt, ob ich ein Fahrrad besitze. Als ich bejahte, erhielt ich ein Paket Zettel in die Hand gedrückt und eine lange Liste von Orten in der weiteren Umgebung von Neiße.

„Das sind Aufrufe", wurde mir gesagt, „die bis heute abend in allen Dörfern hängen müssen. Wir brauchen Freiwillige. Wenn du gefragt wirst, so sage, daß hier in Neiße das Sturmbataillon Heinz aufgestellt wird, und daß wir spätestens am 9. Mai zur Front abrücken wollen."

Die Fahrt durch die Dörfer war fabelhaft. Ich sprach zunächst überall bei den Ortsvorstehern vor, zeigte ihnen den Aufruf und bat um Bekanntmachung. Meist fand ich volles Verständnis, bei manchen sogar sichtbares Aufatmen. Einige gaben mir den Dorfpolizisten mit, der mit einer großen Klingel die Bauern zusammenholte und ihnen den Aufruf vorlas. Ich fühlte mich in die Augusttage von 1914 zurückversetzt, als damals in Neiße der Mobilmachungsbefehl öffentlich verlesen wurde, und ich als ganz kleiner Knirps danebenstand. So mußte es auch 1813 hier in Schlesien gewesen sein, als Lützow seine Freiwilligen anwarb. Von allen Seiten wurde ich gefragt, und viele junge Burschen sagten mir zu, in ein paar Stunden nach Neiße abzufahren. Nur wenige Ortsvorsteher waren mißtrauisch. Sie wollten erst bei der Polizei

oder beim Landrat Rückfrage halten, aber auf meine kecke Frage, ob sie die Verteidigung Oberschlesiens sabotieren wollten, wurden sie klein und gestatteten die Anbringung der Aufrufe an den Tafeln für öffentliche Bekanntmachungen.

Als ich am Abend müde mit meinem Rade nach Neiße zurückfuhr, begegnete ich unterwegs in kurzen Abständen



Schlageters Geschütz entsteht

Trupps junger Leute, die singend in Richtung Neiße marschierten. Es waren Freiwillige für das Sturmbataillon, die durch meine Arbeit geworben waren. Stolz berichtete ich am Abend zu Hause von meiner Fahrt. Vater freute sich, nur Mutter sah mich etwas besorgt von der Seite an. Meine Begeisterung schien ihr etwas zu weit zu gehen, aber sie schwieg.

7. Mai.

Heute morgen ging ich schon um 5 Uhr früh zum Barackenlager, um sofort zur Verfügung zu stehen, wenn mein Oberleutnant mich brauchen sollte. Ich hatte geglaubt, auf ihn warten zu müssen, kam aber zu spät, denn ich sah ihn bereits in einer Ecke des großen Platzes mit dem Feldwebel bei der Arbeit. Beide hatten ihre Röcke ausgezogen, die Hemdsärmel hochgekrempelt und bearbeiteten mit in Petroleum getränkten Lappen rostige Geschützteile. Rund um sie herum lag, säuberlich durch alte Strohsäcke vor Staub geschützt, ein Wirrwarr von Stahlteilen. Ich mußte sofort meinen Rock ausziehen und mit anpacken.

Auf dem weiten, sonst so öden Platze herrschte reges Leben. An der Baracke neben dem Eingang drängten sich in langer Schlange junge Leute aus den Dörfern um Neiße, die sich als Freiwillige melden wollten. Sie wurden von einem Arzt untersucht, mußten dem Werbeoffizier ihre Papiere vorlegen, wurden ausführlich nach ihren persönlichen Verhältnissen gefragt, und erst, wenn alle diese Prüfungen bestanden waren, wurden sie einem alten Unteroffizier zugewiesen, der sie einteilte. In Gruppen zu acht Mann marschierten sie dann, meist einen kleinen Koffer oder einen Pappkarton in der Hand tragend, quer über den Platz zu einer der Baracken. Bald erschienen sie dann wieder, um Strohsäcke und einen Eßnapf, Gewehr, Koppel und Patronentaschen in der Kammerbaracke zu fassen. Damit war die Ausrüstung, die geliefert werden konnte, erschöpft. Jeder trug statt einer Uniform seinen Zivilanzug. Es war ein eigenartiges Bild, die Leute zug- und kompanieweise exerzieren zu sehen. An Kopfbedeckungen wechselten Sportmützen mit Strohhüten, weiche Filzhüte mit steifen Hüten. Daneben sah man ein

paar Militärmützen und einige Hamburger Zimmerleute mit ihren Zylindern. Ähnlich mannigfaltig war die gesamte andere Bekleidung.

Als Vater am nächsten Tage diese Truppe exerzieren sah, schüttelte er nur den Kopf und meinte, ein richtiger, preußischer Feldwebel wäre beim Anblick dieser Soldaten zerplatzt. Schlageter war auch nicht so ganz einverstanden damit. Ich sah, wie er gelegentlich den Kopf schüttelte, wenn ihm einer in einem gar zu unmilitärischen Zivilanzug auffiel. Er zuckte dann bedauernd die Achseln und sagte einmal zum Feldwebel:

„Es ist ein Trauerspiel, die Truppe in einer solchen Ausrüstung an die Front abgehen zu lassen. Aber wo sollen wir Uniformen hernehmen? Und vor allem das Geld dazu? Von oben her werden wir doch nicht im geringsten unterstützt. Im Gegenteil, man legt uns Schwierigkeiten in den Weg, wo es nur möglich ist."

Auch über die Lage in Oberschlesien unterhielt er sich mit dem Feldwebel. Dort mußte es sehr schlecht stehen. Nach den letzten Meldungen waren die Aufständischen bis dicht vor Kreuzburg vorgedrungen. Flüchtlinge hatten gemeldet, daß die Aufständischen gestern abend Kandrzin gestürmt hätten, und heute langsam über den Annaberg auf Gogolin und Krappitz vorgingen. Den einzigen Widerstand leisteten ihnen kleine, notdürftig zusammengehaltene Trupps von oberschlesischen Arbeitern und Bauern und Breslauer Studenten.

Der Tag war wie im Fluge vergangen, am Nachmittag stand in der Ecke des Platzes eine feuerfertige 10,5 cm Gebirgshaubitze. Schlageter versuchte lange das Zusammenwirken der einzelnen Teile auszuprobieren, und ich hatte volles Verständnis für sein stolzes Lächeln, als er

sich die öligen Finger an einem schmutzigen Lappen abwischte mit den Worten: „So, das hätten wir geschafft!"

Am Abend nahm ich an der Paroleausgabe teil. Es wurde ein Befehl für den nächsten Tag verlesen. Ich hörte daraus, daß in diesen wenigen Tagen drei Kompanien mit zusammen 500 Freiwilligen aufgestellt worden waren. Eine 4. Kompanie sollte noch am nächsten Tage zusammengestellt werden. Strahlende Gesichter sah ich ringsumher, als der Feldwebel schmunzelnd den Schluß des Befehls vorlas:

„Das Bataillon steht 4 Uhr nachmittags marschfertig auf dem Barackenplatz angetreten."

Das konnte nur den Abmarsch zur Front bedeuten. Ein wehes Gefühl beschlich mich. Was wurde aus mir? Sollte ich von übermorgen ab wieder auf der Schulbank sitzen und büffeln? Ich hatte mich so ganz in das Sturmbataillon hineingelebt, daß ich mir eine Trennung einfach nicht vorstellen konnte. Aber was tun? Zunächst wollte ich es einmal bei meinem Oberleutnant mit einer vorsichtigen Anfrage versuchen. Ich paßte also einen geeigneten Augenblick ab, in dem er allein etwas abseits stand, ging zu ihm, knallte vorschriftsmäßig die Hacken zusammen und fragte ihn in strammer Haltung:

„Herr Oberleutnant, können Sie mich nicht als Ordonnanz mit zur Front nehmen? Ich bin groß und kräftig, und Sie sind doch, glaube ich wenigstens, mit mir bisher ganz zufrieden gewesen."

Mit einem freundlichen Blick sah er mich an.

„Das ist brav von dir gedacht, Junge; ich bin sehr zufrieden mit dir bisher gewesen. Aber an der Front sieht es nun doch ein bißchen anders aus. Das ist Männersache. Dafür bist du noch zu jung. Warte noch zwei bis drei

Jahre, dann wird es auch noch für dich genügend zu tun geben. Es sieht bisher noch nicht so aus, als wenn wir in unserem deutschen Vaterlande bald Frieden finden würden. Bring deine Schule und deine Examen zunächst zu Ende, dann kannst du dich bei mir melden. Ich will dich gern unter meine Freiwilligen aufnehmen, aber jetzt geht es noch nicht. Ich freue mich aber über deinen guten Willen." Damit reichte er mir seine Hand.

Dieser Versuch war also fehlgeschlagen. Aber vielleicht war er zugänglicher, wenn ich ihm eine Einwilligung vom Vater brachte? Beim Abendessen begann ich vorsichtig vorzufühlen.

„Vater, morgen marschiert das Sturmbataillon ab."

„So, das ist aber schnell gegangen."

„Eine ganze Menge von unseren Primanern ist auch dabei."

„Die scheinen mir aber noch ein bißchen sehr jung zu sein. Sie sollten zunächst einmal die Schule zu Ende besuchen."

„Auch ein paar aus meiner Klasse wollen mit."

„Dumme Jungens! Die sollten von ihren Vätern erst einmal übers Knie gelegt werden, damit sie wieder auf vernünftigere Gedanken kommen."

Bei dieser Einstellung schienen mir weitere Bemühungen zunächst aussichtslos. Nur bei meiner Mutter versuchte ich nochmal einen Vorstoß.

„Na, Mutter, was würdest du denn sagen, wenn ich mit an die Front ziehen würde?"

Sie sah mich lange an, so, als ob sie prüfen wollte, ob ich vielleicht Absichten haben könnte, dann traten ihr

langsam Tränen in die Augen. Sie nahm mich beim Kopf, drückte mich an sich, und sagte sehr ernst:

„Laß, Junge, mit solchen Dingen soll man nicht scherzen."

Ich sah jedenfalls, daß ich auf diesem Wege nicht weiter kam.

8. Mai.

Heute war der Tag der Entscheidung.

Am Vormittag beauftragte mich der Oberleutnant, einem Kommando von Freiwilligen die Geschäfte sämtlicher Fahrradhändler in Neiße zu zeigen. Ein Offizier ging in jeden Laden und kaufte alle vorhandenen Fahrräder auf. Die Händler erhielten Requisitionsscheine über den Kaufbetrag, „zahlbar nach Regelung der Finanzierung für die oberschlesischen Freiwilligentruppen." Weit über hundert Fahrräder wurden auf diese Weise „gekauft" und die erste Kompanie des Sturmbataillons damit ausgerüstet.

In den Baracken waren die Freiwilligen beim Packen. Ich hätte heulen können, wenn ich so zwischen ihnen stand und hin und wieder mich einer fragte: „Na, Junge, kommst du auch schon mit?"

In der Baracke der ersten Kompanie traf ich Klaus. Das war einer von unseren Primanern. Er war von Gestalt kleiner als ich. Stolz erzählte er mir, daß er als Ordonnanz bei der 1. Kompanie eingestellt worden sei. Das war für mich ausschlaggebend. Wenn Klaus mitgenommen wurde, konnte ich erst recht mit. Ich war groß und kräftig, und beim Turnen immer der Beste in der Klasse. Ein

Weg mußte sich finden lassen. Von Oberschlesien aus würde man mich hoffentlich nicht wieder zurückschicken.

Sorge machten mir nur die Eltern. Vater würde wahrscheinlich mächtig schimpfen, sich aber dann beruhigen. Vielleicht würde er sogar ein bißchen stolz auf seinen Sohn sein. Aber Mutter? Der würde es sicher sehr, sehr schwer fallen!

Zum Mittagessen mußte ich mir Mühe geben, meine Aufregung zu verbergen. Ich erzählte von dem bevorstehenden Abmarsch. Nach Tisch zog ich mich in mein Zimmer zurück. Der Rucksack wurde hervorgeholt und mit allem, was mir für einen Soldaten wichtig erschien, vollgepackt. Ich richtete mich dabei nach der Ausrüstung, die ich sonst für große Wanderungen mitnahm. Dann wurde ein Brief aufgesetzt, der mir sehr schwer fiel. Ich schrieb:

Liebe Eltern!

Ich kann nicht anders, ich muß mit dem Sturmbataillon nach Oberschlesien. Ich weiß, daß ich Euch damit sehr weh tue, aber vergebt mir, denn ich will nur meinem oberschlesischen Vaterlande helfen, wie alle anderen, die mitziehen. Auf Wiedersehen!

Immer Euer dankbarer Sohn
Fritz.

Den Brief legte ich auf mein Schreibpult. Dann lauschte ich an der Tür. Vater war schon wieder zum Geschäft gegangen, Mutter hielt ihre Mittagsruhe. Schnell war ich aus meinem Zimmer heraus, und die Wohnungstür klappte hinter mir zu. War es richtig, was ich unternahm? Das böse Gewissen mahnte, aber dann sprang ich die Treppe hinunter.

Auf dem Barackenplatz war Hochbetrieb. Vor den Kompaniebaracken standen Gewehrpyramiden, daneben Rucksäcke und Tornister. Auf dem linken Flügel der Kompanie drohten leichte und schwere Maschinengewehre auf kleinen, zweirädrigen Karren. Alles war ausgerichtet wie mit dem Lineal. Neben der 2. Kompanie stand unser Geschütz. Zwei Pferde wurden eben vorgespannt. Vor dem Quartier der 1. Kompanie blinkte die lange Reihe der Fahrräder in der Sonne. Auf dem rechten Flügel jeder Kompanie lehnte an einer Gewehrpyramide eine Fahne, bei der ersten eine Marinekriegsflagge, bei der zweiten eine schwarz-weiß-rote, bei der dritten eine schwarze Fahne mit einem weißen Totenkopf. Eine Gruppe von Offizieren kam durch das weit geöffnete Tor des Lagers. Das war der Bataillonsstab. Draußen vor dem Tore drängte sich eine dichte Menge Neugieriger.

„Antreten!"

In allen Baracken trillerten die Pfeifen der Unteroffiziere. Die Freiwilligen stürzten heraus und traten vor ihren Gewehrpyramiden an.

„Stillgestanden, Augen rechts!"

Die Kompanieführer meldeten ihre Kompanien dem Bataillonskommandeur. Jetzt war es Zeit für mich, zu verschwinden. Den Marsch zum Bahnhof durfte ich nicht mitmachen, um nicht noch im letzten Moment geschnappt zu werden. Ich drängte mich durch die Menge am Ausgang, und lief zum Bahnhof. An der Sperre erkundigte ich mich nach dem Transportzug. Der Eisenbahnbeamte wollte mich nicht durchlassen. Ich erklärte ihm aber sehr energisch:

„Ich soll die Wagen für die 2. Kompanie feststellen und beim Eintreffen melden!"

Er ließ mich durch. Der Zug stand weit draußen auf einem Nebengleis. Ich kletterte in ein Abteil dritter Klasse,

verschwand nebenan im Klosett und riegelte ab. Bald ruckte der Zug an, und fuhr langsam in den Bahnhof ein. Ich hörte die Musik einen flotten Marsch spielen, vernahm Kommandos und brausendes Hurrarufen, dann ein wildes Stimmengewirr und Türenschlagen. In dem Abteil neben der verschlossenen Tür wurden Stimmen laut. Es polterte in Höhe des Gepäcknetzes gegen die Wand. Jemand wollte zum Klosett und schimpfte, daß die Tür verschlossen war. Plötzlich blieb mir fast das Herz stehen. Das war ja die Stimme meiner Mutter! Weinend fragte sie jemanden:

„Haben Sie meinen Sohn nicht gesehen? Er hat einen Brief hinterlassen, daß er mit ausrücken will. Er ist ja noch viel zu jung! Lassen Sie ihn nicht mit fort und geben Sie mir meinen Sohn wieder!"

Es mußte Oberleutnant Schlageter gewesen sein, den sie gefragt hatte, denn gleich darauf hörte ich seine markante Stimme über den Bahnsteig schallen:

„Mal alles herhören! Sofort in allen Abteilen nachsehen, ob dort ein Sekundaner Fritz Mohrenhoff mitfährt. Er soll sofort herkommen!"

Dann wurde ihm eine lange Reihe von Meldungen zugerufen. Überall hieß es: „Ist nicht im Abteil!"

Ich hörte ihn sprechen: „Sie sehen, gnädige Frau, er ist nicht im Zuge."

Mutter weinte laut, auch mir kamen ein paar Tränen, so schwer hatte ich mir die Trennung nicht vorgestellt. Aber dann biß ich die Zähne aufeinander und wartete. Wenn nur der Zug wenigstens bald abfahren würde!

Dann spielte die Musik: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus." Ein Rucken ging durch den Zug, ich hörte die Räder rollen. Erleichtert atmete ich auf.

Endlich war es soweit! Jetzt sich nur nicht vorzeitig verraten! Bis zur Demarkationslinie mußte ich mich verborgen halten. Bis dahin konnte man mich noch heraussetzen und mit dem nächsten Zug zurückschicken.

Ich öffnete das Fenster. Draußen zogen die Berge des Adlergebirges vorbei, deren Spitzen von der untergehenden Sonne vergoldet wurden. Der Zug fuhr durch einen Bahnhof. Neustadt konnte ich an einem der Schilder lesen. Jetzt waren wir nicht mehr weit von der Demarkationslinie. Kurz darauf fuhren wir durch eine kleine Station. Das war Deutschrasselwitz, wo früher die Züge durch Franzosen und Italiener kontrolliert wurden. Leute standen am Bahndamm und winkten uns zu. Wir fuhren über eine kleine Brücke. Zivilisten mit Gewehren bewachten die Überfahrt. Wir waren im besetzten Gebiet. Auf einer anderen Station standen Abstimmungspolizisten und Zivilisten mit Gewehren auf dem Bahnsteig und begrüßten uns jubelnd. Es war inzwischen dunkel geworden.

Da hielt der Zug. An einem Stellwerk konnte ich Ober-Glogau lesen. Das war schon ein ganzes Stück im besetzten Gebiet. Jetzt konnte ich es wagen, mich zu zeigen. Ich öffnete vorsichtig die Tür. Mit einem Ruck wandten sich sämtliche Köpfe im Abteil zu mir. Einen Augenblick war alles sprachlos. Dann gab es eine stürmische Begrüßung. Es waren Leute von der zweiten Kompanie, die ich auf meiner Werbefahrt kennengelernt hatte. Einer war so begeistert, daß er mir immer mit der Hand auf den Rücken hieb.

„Mensch — Fritz, — das hast du knorke gemacht! Richtiggehend ausgekniffen zuhause, das hätte ich dir gar nicht zugetraut. Der Junge ist richtig, was Kerls?"

Er fand allgemeine Zustimmung. Jeder drückte mir

kräftig die Hand, damit war ich in ihrem Kreis aufgenommen.

Draußen wurde gepfiffen.

„Aussteigen! Kompanieweise vor dem Bahnhof antreten!"

Wir kletterten auf den Bahnsteig, auf dem kein Licht brannte. Das war ein Zeichen, daß wir nicht mehr weit von der Front waren. Es war inzwischen so dunkel geworden, daß wir uns gegenseitig nicht mehr erkennen konnten. Es gab ein ziemliches Durcheinander, und es dauerte eine ganze Zeit, bis sich die Kompanien gefunden und geordnet hatten. Ich stellte mich auf den linken Flügel der Kompanie ins zweite Glied, damit ich nicht durch einen Zufall erkannt werden konnte. Das Abzählen wurde dreimal wiederholt. Man wunderte sich wahrscheinlich, daß die Kompanie seit dem Abmarsch von Neiße um einen Mann stärker geworden war. Eine Kontrolle in der Dunkelheit war aber nicht möglich. Wir marschierten singend zur Stadt. In einer Schule mußten wir in den Klassenzimmern die Schulbänke in einer Ecke übereinanderstellen, dann wurde der Fußboden dick mit Stroh belegt, und es dauerte nicht lange, bis wir, dicht aneinandergedrängt, schliefen.

9. Mai.

Ich träumte von zu Hause, als mich schrilles Pfeifen weckte. Türen wurden geschlagen, rauhe Stimmen brüllten in die Räume: „Aufstehen!"

Verschlafen torkelten wir hinaus auf den Hof. Die Sonne war gerade aufgegangen und es war noch sehr kühl. Schnell war das Hemd heruntergezogen, und während abwechselnd ein paar die Pumpe bedienten, ließen

sich die anderen das eiskalte Wasser über den nackten Oberkörper laufen. Das machte schnell munter. Vor der Schule standen Oberglogauer Einwohner, die uns Kaffee brachten.

Jetzt kam ein schwerer Gang für mich. Ich mußte zum Oberleutnant und mich melden. Er stand am Marktplatz und sprach mit dem Feldwebel. Schweren Herzens ging ich auf ihn zu, nahm Stellung und meldete mich:

„Freiwilliger Mohrenhoff zur Stelle!"

Er war zunächst sprachlos. Ich sah am Zucken in seinen Augenwinkeln, daß er ein Lächeln zurückhielt, dann aber brüllte er mich an:

„Du verdammter Lausejunge! Habe ich dir gestern nicht gesagt, daß wir dich nicht gebrauchen können? Mit uns kannst du nicht mit! Deine Mutter weint sich zu Hause die Augen aus. Nennst du das vielleicht anständig, he? Mit dem nächsten Zug verschwindest du wieder, verstanden?"

Ich konnte nur noch stottern.

„Herr Oberleutnant, ich wollte — —, ich dachte — —, ich könnte — —."

„Gar nichts kannst du! Nicht einmal schießen kannst du! Was willst du eigentlich hier?"

Der Feldwebel erbarmte sich meiner.

„Herr Oberleutnant, der Bengel ist ein anständiger Kerl. Er hat seine Sache in Neiße recht gut gemacht. Vielleicht könnten wir einmal mit dem Bataillon sprechen? Vielleicht, daß man ihn dort als Ordonnanz gebrauchen könnte?"

Ich warf ihm einen dankbaren Blick zu. Der Oberleutnant betrachtete intensiv seine Stiefelspitzen. Er schien noch unschlüssig. Dann blickte er mich an:

„Wir könnten es ja einmal versuchen. Aber verdient hast du es nicht, Lausejunge! Wir sollten dich lieber zu deinem Vater nach Hause schicken, damit er dir den Hosenboden straff zieht, was dir auch noch passieren kann, wenn man beim Bataillonsstab keine Verwendung für dich hat. Warte im Quartier, bis ich dir Bescheid gebe."

Dazu lachte er mich an, daß ich mir wohl denken konnte, wie er meine Sache beim Bataillon vertreten würde. Ich wollte ihm dankbar die Hand drücken, aber da hauchte er mich an:

„Du bist wohl total verrückt geworden! Wir sind hier beim Militär und bei keinem Jünglingsverein. Warte nur, mein Junge! Dir werden wir noch die Knochen gehörig lang ziehen müssen, ehe du eine Ahnung vom Soldatenleben kriegst. Es heißt »Danke, Herr Oberleutnant!«, dann wird Stellung genommen, eine zackige Kehrtwendung und fort. Also, wird es bald?"

„Danke, Herr Oberleutnant!" Im Laufschritt verschwand ich zur Schule.

Mittags war auf dem Marktplatz große Pferdemusterung. Die Bauern sämtlicher Dörfer um Oberglogau waren mit ihren Gespannen und Fuhrwerken erschienen. Der Bataillonskommandeur durchschritt mit den Kompanieführern die langen Reihen und bezeichnete die Pferde, die unserer Bagage zugeteilt werden sollten. Ich stand mit Kameraden an einer Ecke des Marktplatzes, als der Kommandeur vorüberkam. Als sein Blick mich streifte, blieb er plötzlich stehen.

„Da ist ja unser Ausreißer! Höre mal, Bursche, wir wollen es mit dir beim Bataillonsstab versuchen. Ich habe aber nur eingewilligt, weil der Oberleutnant Schlageter mir versichert hat, daß du ein fixer und anständiger Kerl bist. Melde dich nachher bei meinem Ordonnanzoffizier,

dem Leutnant Jürgens. Und dann schreibst du nach Hause, damit deine Eltern wissen, wo du steckst, verstanden?"

„Zu Befehl"

Die Kameraden gratulierten mir. Das war also geschafft! In der Schule heftete ich mir stolz das Abzeichen des Sturmbataillons, den gelb-weiß-gelben Winkel mit dem goldenen Kranz und Anker, auf den Unterarm.

Gegen Abend meldete ich mich beim Leutnant Jürgens, einem netten Kerl, der selber noch fast so jung wie ein Schüler aussah. Er trug aber das EK. I und mußte wohl schon älter sein. Er verwies mich an den Bataillonsfeldwebel, bei dem ich mich kurz darauf meldete. Es war ein alter Wachtmeister, mit einem Riesenschnauzbart, so, wie ich ihn immer auf Bildern Kaiser Wilhelms gesehen habe. Er saß in einem Hotelzimmer, mitten zwischen Akten, die rund um ihn Betten, Waschtisch und alle sonstigen Ablagegelegenheiten bedeckten. Ich meldete mich als Ordonnanz, dem Bataillonsstab zugeteilt. In einem tiefen Baß und mit einem verächtlichen Blick auf meine Schülermütze brummte er mich an:

„Nächstens werden wir noch eine Kleinkinder-Bewahranstalt aufmachen, wenn das so weiter geht. Kannst du anständig schreiben? Dann nimm dir mal diese Verpflegungslisten vor, mach dir Platz dahinten am Waschtisch und schreib sie ab. Die Kerls in den Kompanien haben eine solche Saupfote, daß kein Mensch das Zeug lesen kann."

Damit reichte er mir ein Paket Listen. Ich war sehr enttäuscht. Meine Tätigkeit als Ordonnanz hatte ich mir wesentlich anders vorgestellt. Zum Schreiben hätte ich auch in Neiße in der Schule bleiben können. Ich war mordsmäßig wütend, aber ein Blick nach dem Feldwebel,

der mich hin und wieder aufmerksam beobachtete, brachte mich doch vorläufig zur Ruhe.

Ich setzte mich also und schrieb. Im Zimmer wickelte sich inzwischen der gesamte Verkehr ab. Offiziere gingen aus und ein, Melder kamen, Bauern und Bürger brachten Rechnungen oder beschwerten sich. Einmal kam einer auf mich zu und hieb mir auf die Schulter, daß es einen Klecks gab.

„Du bist also unsere neue Ordonnanz? Ich heiße Klaus Heide, studiere sonst in Breslau, bin aber jetzt Ordonnanz im Sturmbataillon Heinz. Wir sind hier schon drei Mann. Ich bin der Dienstälteste. Die beiden anderen sind Primaner. Wie heißt du?"

„Ich heiße Fritz Mohrenhoff."

„Also werden wir dich Fritz nennen. Wo bist du in die Schule gegangen?"

„In Neiße."

„Von den beiden anderen ist der eine in Neustadt und der andere in Oberglogau in die Schule gegangen, also wirst du sie wahrscheinlich nicht kennen. Hast du einem Jugendbund angehört?"

„Ja, dem deutschen Pfadfinderbund!"

„Das ist famos, wir drei anderen sind Wandervögel, gehören also alle zur bündischen Jugend. Ich glaube, wir werden zusammen passen. Wenn du hier fertig bist, kommst du rauf auf unsere Bude, wir schlafen ganz oben unter dem Dach. Ist das dein Rucksack? Den nehme ich schon mit hinauf. Also, auf gute Kameradschaft!"

Wir drückten uns kräftig die Hände. Sein offener, ehrlicher Blick zeigte mir, daß ich es mit einem feinen Kameraden zu tun hatte. Meine Stimmung, die im Laufe meiner Schreibarbeit bereits erheblich gesunken war, hob

sich sichtlich. Wenn die beiden anderen Kameraden auch so waren, mußte ein Durchhalten möglich sein. Die Arbeit ging doppelt so schnell aus den Fingern wie vorher. Gegen 10 Uhr abends war ich fertig. Mit einem gnädigen Brummen wurde ich vom Feldwebel entlassen.

Oben, in unserer Kammer, wurde ich erwartet. Klaus stellte mich den beiden anderen Kameraden vor.

„Das hier ist Hans, das dort ist Herbert, und das hier ist unsere heutige Neuerwerbung, Fritz, der Jüngste von uns."

Die Kameradschaft wurde durch einige kräftige Händedrücke besiegelt. Dann wurde ich in die Hausordnung eingeweiht. Wenn das Bataillon in Ruhequartier lag, hatte immer je einer von uns Postdienst, Schreibdienst, Laufdienst und dienstfrei. Der Dienst wurde jeden Tag gewechselt. Wer dienstfrei hatte, mußte unser Quartier sauber halten, Betten bauen, auskehren, Essen fassen. Wenn das Bataillon an der Front lag, standen wir als Gefechtsordonnanzen dem Bataillonsstab zur Verfügung. Alles war genau vorgeschrieben.

Wir saßen noch lange am Tisch und unterhielten uns über das Bataillon, über die Offiziere und Unteroffiziere. Ganz allmählich glitt das Gespräch hinüber zu unseren Erfahrungen in der Schule und zu unseren Erlebnissen auf Wanderfahrten. Noch aus dem Bett heraus wurde erzählt, bis uns die Augen vor Müdigkeit zufielen.

10. Mai.

Am ersten Tage meiner neuen Stellung hatte ich Laufdienst. Schon um 5 Uhr früh mußte ich mich beim Leutnant Jürgens melden. Er sprach in der Schreibstube mit dem Feldwebel. Aus dem Gespräch konnte ich entnehmen,

daß er gestern abend noch mit dem Kommandeur an der Front gewesen war. Der Vormarsch der polnischen Aufständischen war zum Stehen gekommen. Schnell gebildete Ortswehren aus Einwohnern der bedrohten Dörfer, geführt von den wenigen Gutsbesitzern, die ehemalige Offiziere waren, hatten ihnen den Übergang über die Oder verwehrt. Nur jenseits der Oder drangen sie noch weiter vor. Sie hatten, unterstützt von Panzerzügen, Kandrzin und Leschnitz gestürmt, hatten den Annaberg besetzt und berannten seit gestern den Ort Gogolin und seine Kalkwerke. Der Ort wurde von einer kleinen Abteilung Freiwilliger unter Führung eines Breslauer Studenten, des Leutnants von Eicken, gehalten, der sich verzweifelt gegen die ununterbrochenen polnischen Angriffe wehrte. Der Kommandeur wollte das Bataillon an dieser kritischen Stelle einsetzen. Heute noch sollten wir in die Nähe von Krappitz verlegt werden. Der Leutnant Jürgens wandte sich plötzlich an mich.

„Setz dich auf dein Rad und fahre immer voraus auf der Straße nach Krappitz. In Dobrau steht neben dem Schloßpark, an der Straße, ein Gasthof. Dort wartest du auf mich. Ich werde gegen 8 Uhr mit dem Auto dort eintreffen. Wir wollen Quartier machen."

Ich fuhr los. Die Straße war menschenleer und fast eben, so daß ich mit meinem Rad schnell vorwärts kam. Ganz allmählich stieg am Horizont ein langgestreckter Höhenrücken auf, dessen höchste Spitze eine Gebäudegruppe bildete. Das konnte nur der Annaberg sein! Vater hatte einmal zu Hause gesagt, der Annaberg beherrsche das Bild der oberschlesischen Landschaft, wie der Kemmel die flandrische Ebene. Jetzt konnte ich mir ein Bild davon machen. Die Gebäude auf der Bergspitze konnten nur zum Kloster gehören. Dieses war bereits von den Auf-

ständischen besetzt. Links fiel der Höhenrücken steil ab; dort mußte Gogolin liegen, um das so heftig gekämpft wurde. Zur Zeit war aber alles still und friedlich, von Gefechtslärm war nichts zu hören. In den Dörfern wurde ich neugierig betrachtet. Hin und wieder hielt mich einer an und fragte:

„Kommt der Selbstschutz? Heute früh erzählten Flüchtlinge, daß die Polen schon in Krappitz sind. Wir warten jede Stunde darauf, daß sie bei uns einrücken."

Sie atmeten auf, als ich ihnen sagte, daß ein ganzes Bataillon im Anmarsch sei.

In Dobrau standen vor dem Gasthof Gruppen von Leuten, die sich aufgeregt unterhielten. Das Gerücht von dem polnischen Einmarsch in Krappitz hatte auch hier wie eine Bombe eingeschlagen. Von allen Seiten wurde ich um Auskunft bestürmt. Da kam zum Glück das Auto angefahren.

Leutnant Jürgens erkundigte sich nach dem Amtsvorsteher und nach dem Besitzer des Schlosses. Nach einer kurzen Besprechung im Gemeindeamt mußte ich den Leutnant durch die Quartiere begleiten und an jede Tür den Namen des Offiziers oder die Formation, die in diesem Raum untergebracht werden sollte, mit Kreide anschreiben. Im Schloß erwartete uns ein alter Herrschaftsdiener, der genau so aussah, wie er immer im Kino dargestellt wird, und führte uns mit unbeweglichem Gesicht von Zimmer zu Zimmer. Leutnant Jürgens machte dem Grafen in seinem Arbeitszimmer einen kurzen Besuch, während wir in der Halle warten mußten. Ich versuchte, mich mit dem Diener zu unterhalten. Er nahm mich aber scheinbar nicht ganz für voll, denn er antwortete mir nur sehr von oben herab. In einem Nebenflügel wurde die Schreibstube untergebracht, auch für uns Ordonnanzen

fand sich ein nettes Zimmer. Im Dorf war wenig Platz. Der Lehrer mit seiner jungen Frau kam uns schon vor seinem Hause entgegen. Er half uns schnell bei der Quartierverteilung mit seinem ortskundigen Rat. Oberleutnant Schlageter wurde zu ihm ins Quartier gelegt, seine Kompanie auf die wenigen Häuser des Dorfes verteilt.

Die anderen Kompanien wurden in den umliegenden Dörfern untergebracht. Ich mußte dem Bataillon entgegenfahren und die Marschkolonnen am Ausgang des Dorfes Komornik erwarten. Ich hatte mich nur ein paar Minuten in den Straßengraben zur Ruhe gelegt und dachte daran, was wohl die Eltern zu Hause machen würden, als der Wind einige Fetzen eines Liedes herantrug.

„Ihr Sturmsoldaten jung und alt,
Nehmt die Waffen in die Hand —."

Im raschen Tempo kam die Radfahrkompanie angefahren. Die Marinekriegsflagge flatterte ihnen voran. In langer Reihe zu Zweien folgten die Freiwilligen.

Ich winkte. Der Kompanieführer stieg vom Rade. Ich meldete kurz:

„Die 1. Kompanie bezieht Quartier in Klein-Strehlitz. Der Bataillonsstab liegt im Schloß Dobrau. Um 5 Uhr soll ein Befehlsempfänger auf der Bataillonsschreibstube sein."

„Danke, die anderen Kompanien kommen bald. Wir sind später abgefahren und haben sie nur wenige Kilometer von hier überholt."

Am Ende der Kompanie begrüßten mich meine Kameraden, die Ordonnanzen vom Bataillonsstab. Wir beschlossen, den anderen Kompanien entgegenzufahren. Je

einer sollte die Meldung bei jeder Kompanie übernehmen. Bald tauchte die Kolonne, in einer Wolke von Staub gehüllt, auf einer Höhe vor uns auf. Schlageter marschierte mit seiner Kompanie an der Spitze. Ich meldete ihm sein Quartier.

Er blieb stehen und ließ die Kompanie an sich vorbeimarschieren. Fast jeder Gruppe rief er ein freundliches oder aufmunterndes Wort zu. Am Ende hinkten ein paar und schleppten sich nur mühsam vorwärts. Er nahm jeden einzeln vor.

„Woran fehlt es bei dir? Die Schuhe sind nicht in Ordnung? Laß sie im nächsten Quartier auf Kompaniekosten in Ordnung bringen. Was, du hast keine Strümpfe? Warum hast du das nicht beim Abmarsch gemeldet? Laß dir im Quartier welche vom Feldwebel geben! Du hast wunde Füße? Zieh mal deinen Schuh aus! Mensch, wann hast du deine Quanten das letztemal gewaschen? Das ist ja eine Schweinerei! Heute abend meldest du dich bei mir mit sauber gewaschenen Füßen! Verstanden? Und nun los!"

Alle mußten mit. Verschwitzt und verstaubt stand die Kompanie eine Stunde später vor dem Gasthof Rinke in Dobrau.

„Wegtreten!"

Der Feldwebel gab die Quartiere aus und bald suchten die einzelnen Gruppen ihre Unterkunft. Nur wenig später tobten bereits viele von ihnen, ohne Badehose natürlich, im Dorfteich.

Ein wundervoller, heißer Frühlingstag ging zu Ende. Die „Herrschaft hatte befohlen", uns einen Tisch im Park für das Abendessen zu decken. Mächtige Berge von belegten Stullen wurden aufgetragen, in die wir, das heißt der Feldwebel und die Ordonnanzen, mächtig einhieben.

Die Sonne ging über den alten Bäumen des Parkes unter und spiegelte sich rot im Schloßteich. Klaus hatte im Schloß eine Laute entdeckt, die er sich „auslieh." In der Dämmerung saßen wir unter einer breiten Buche, am Rande des Wassers. Klaus stimmte ein paar Fahrtenlieder an. Begeistert sangen wir mit. Allerlei Volk



Im Schloßpark zu Dobrau

sammelte sich um uns, Kameraden, Jungen und Mädchen aus dem Dorfe. Landsknechtlieder folgten.

„Die Bauern wollten Freie sein,
Das nahm ein schlecht Gelingen — —
Dem Frundsberg sind wir nachgerannt,
Der Fahne haben wir's geschworen — —
Wir wollen der verlor'ne Haufen sein,
Wir harren der Sturmsignale!"

„Bravo!“ tönte es aus der Dunkelheit heraus, die inzwischen hereingebrochen war, ohne daß wir es bemerkt hatten. In den Kreis trat der Kommandeur, hinter ihm Schlageter.

Freundlich erkundigte er sich nach unserer Zugehörigkeit zu Bünden der Jugendbewegung. Er schien sehr genau darüber unterrichtet zu sein. Im Laufe der Unterhaltung fiel mir ein Ausspruch auf, über den ich noch lange nachdachte:

„Mir scheint, daß gerade eine gesunde Mischung zwischen dem Wandervogel und dem Landsknecht, dem jungen Idealisten und dem soldatischen Menschen, die geeignetste ist, um den Menschentyp hervorzubringen, der einmal Deutschland wieder befreien und aufbauen wird. Man kann ihn nicht genug pflegen und fördern.“

Das sagte er zu Schlageter, der ihm beipflichtete. Dann verabschiedete er sich herzlichst und trat in die Dunkelheit zurück.

Einer stimmte ein neues Lied an:

„Kamerad, reich mir die Hände,
Fest wollen zusammen wir stehen.“ –

Laut hallte es durch den Park:

„Hakenkreuz am Stahlhelm,
Schwarz-weiß-rot das Band,
Die Brigade Erhardt werden wir genannt.“

Der Mond stieg hinter den pechschwarzen, riesigen Bäumen empor. Abwechselnd wurden Soldatenlieder und Freikorpslieder angestimmt. Wehmütig klang das „Lied der Baltikumer“ durch die Nacht. Sehr sehr spät erst verlief sich der Kreis. Mit einem Marschlied zogen wir ins Schloß, in die Betten.

11. Mai.

Am Morgen schlenderte ich durch das Dorf, nachdem ich meinen Stubendienst erledigt hatte. Vor allen Häusern herrschte reges Leben. Überall hatten sich die Kameraden mit ihren Quartierwirten gut angefreundet. Vor einem Hause stopfte ein Mädchen einem Kameraden ein paar große Löcher in den Strümpfen, während andere auf dem freien Platz vor der Schule mit den Dorfkindern umhertollten. In einer Laube wurde Skat gedroschen und auf den Parkwegen promenierten Kameraden mit den Mädchen des Dorfes.

Vor der Schule war ein Zug Freiwilliger angetreten. Schlageter stand mit dem Lehrer vor der Front.

„Mal alles herhören! Der Lehrer aus Dobrau, Leutnant Wilde, hat sich heute freiwillig bei uns gemeldet. Er ist meiner Kompanie zugeteilt worden, und er wird jetzt euren Zug übernehmen. Ich erwarte, daß ihr ihm ordentlich pariert und ihm helft, die Polen zum Teufel zu jagen. So, das ist das, was ich euch sagen wollte. Weggetreten!"

Schlageter hatte also seinen Quartierwirt für das Sturmbataillon geworben.

III. Kapitel.

Kampf um Gogolin

Nach dem Mittagessen stürzte plötzlich Klaus in unsere Bude.

„Los, raus! Alles fertigmachen! Alarm! Wir müssen sofort jeder zu einer Kompanie mit dem Alarmbefehl. Es geht los!“

In der Schreibstube wurde mir der Befehl in die Hand gedrückt. Klaus hatte etwas übertrieben, aber es ging los, das stand fest. Im Befehl stand folgendes:

1. Der Vormarsch des Feindes hat gestern an der Oder aufgehalten werden können. Bei Gogolin hat er schwache, deutsche Kräfte umfaßt. Die Lage im Abschnitt Nord ist unbekannt.

2. Das Sturmbataillon löst heute Nacht die Freiwilligenabteilung von Eicken in den Stellungen um Gogolin ab.

3. Die Kompanien stehen heute abend 6 Uhr am Nordausgang von Dobrau, in der Reihenfolge: 1., 2., 3. und 4. Kompanie. Soweit möglich, sind Erntewagen mit Bespannungen für den Transport zu requirieren.

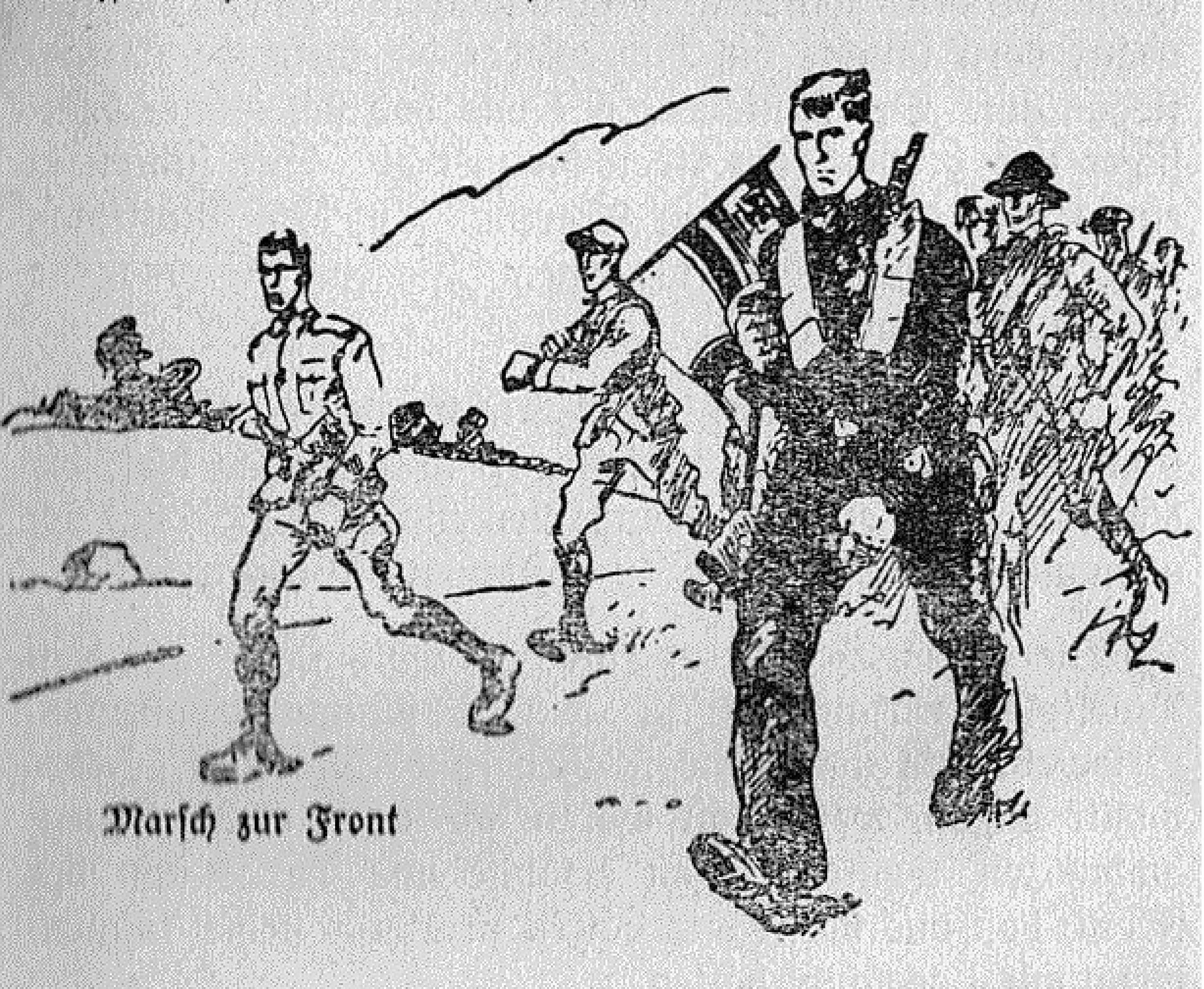
4. Die Bagage bleibt in den Quartieren.

5. Arzt und Sanitäter marschieren mit dem Bataillonsstab.

Das sah ernst aus. Im schnellsten Tempo sauste ich mit meinem Rade nach Komornik, zur 3. Kompanie. Als Oberleutnant Wandesleben den Befehl las, meinte er:

„Na, es wird Zeit, daß es losgeht."

Der Abmarschbefehl wirkte wie ein Stich in ein Wespennest. Ein Trompeter blies Alarm. Aus allen



Marsch zur Front

Häusern kamen Freiwillige gelaufen. Frauen standen neugierig umher, Bauern zeterten um ihre Pferde, die sie für den Marsch zur Verfügung stellen sollten. Ich fuhr zurück nach Dobrau.

Um 6 Uhr stand das Bataillon auf der Straße angetreten. Die Kompanieführer machten dem Kommandeur Meldungen. Er erkundigte sich nach dem Munitionsbe-

stand der Kompanien und nach der Beschaffenheit der Gewehre und Maschinengewehre. Alles war in den Ruhetagen genau geprüft worden und in Ordnung. Die Kompanien durften abrücken.

Wir Ordonnanzen schlossen uns der Radfahrkompanie an. Es war herrlich, in der scheinbar unendlich langen Kolonne in den warmen Frühlingsabend hineinzufahren. Ganz vorn tauchte hin und wieder die wehende Kriegsflagge auf. Der Annaberg vor uns hob sich immer deutlicher und größer vom Abendhimmel ab. Wir fuhren in eine Stadt ein. Das war Krappitz. Auf dem Marktplatz hielt der Kommandeur in seinem Wagen. Kommandos hallten über den Platz.

„Kompanie haaalt! Absitzen! Gewehre abnehmen! Setzt die Gewehre – zusammen! Wir warten hier, bis die Wagen der anderen Kompanien eintreffen. Es hat sich niemand vom Marktplatz zu entfernen. Weggetreten!"

Die ganze Bevölkerung von Krappitz schien auf dem Marktplatz versammelt zu sein, Abstimmungspolizisten, Ortswehrleute und viele Frauen und Mädchen. Jeder wollte wissen, woher wir wären, ob noch mehr kämen, wohin wir wollten. Man erzählte uns Dinge von der Front, daß uns die Haare hätten zu Berge stehen können, wenn wir's geglaubt hätten.

Ein Mann in brauner Uniform drängte sich plötzlich durch die Menge. Es war ein englischer Offizier.

„Das ist unser Kreiskontrolloffizier", sagte jemand neben mir, „er ist ein anständiger Kerl. Er ist tausendmal besser als jeder Franzose."

Er ging auf den Kommandeur zu, salutierte und fragte:

„Was ist das für eine Truppe? Sie gestatten, daß ich mich vorstelle, — Kapitän Bennett. Ich muß mich dienstlich danach erkundigen.“

„Mein Name ist Heinz Hauenstein, ich bin der Führer dieser Truppe. Es ist Hilfspolizei, die mit Einwilligung des italienischen Kreiskontrolloffiziers in Oberglogau aufgestellt worden ist.“

„Es ist Ihnen bekannt, daß die interalliierte Kommission für die Hilfspolizei Armbinden in den blaugrünen Farben der Abstimmungspolizei vorgeschrieben hat?“

„Die Armbinden waren beim Abmarsch von Oberglogau noch nicht fertig. Sie sollen in den nächsten Tagen nachgeliefert werden.“

„Well, wir werden uns in den nächsten Tagen in Gogolin wiedersehen.“

Verständnisvoll lächelnd sah er den Kommandeur dabei an. Beide grüßten kurz militärisch, dann ging der Engländer durch die Menge, die ihm freundlich Platz machte, davon.

Ich hörte bei dieser Begegnung zum erstenmal, daß der Kommandeur sich für unseren Aufenthalt in Oberschlesien durch die Benutzung irgendeiner Verordnung den Schein eines Rechtes gesichert hatte. Das waren Dinge, über die wir uns bisher noch gar nicht den Kopf zerbrochen hatten.

Es begann zu dunkeln. Mit Gesang fuhren die Gespanne der Kompanien auf dem Marktplatz auf.

Leutnant Jürgens befahl uns Ordonnanzen, dem eben anfahrenden Auto des Kommandeurs zu folgen. Wir fuhren eine schmale Gasse hinunter. Unten blitzte Wasser im Scheinwerferlicht auf. Das war die Oder. Posten hielten den Wagen an der Brücke an. Ein Losungswort

wurde ausgetauscht, dann rumpelte der Wagen über die Bohlen. Die Scheinwerfer wurden gelöscht. Jetzt war es stockfinster. Der Wagen vor uns hob sich nur als schwarzer Ausschnitt vom Sternenhimmel ab. Hinter einer Höhe stiegen ab und zu Leuchtkugeln auf. Das war die Front. Plötzlich ratterte etwas laut hallend durch die Nacht. Von mehreren Stellen schallten Echos zurück. Klaus flüsterte neben mir: „Das war ein Maschinengewehr." Jetzt knallte es auch hin und wieder einzeln. Im Scheine einer aufsteigenden Leuchtkugel tauchten vor uns eine Kirche und einige Häuser auf. Der Wagen hielt. Jemand trat aus dem Dunkel eines Hauseinganges und stieg auf das Trittbrett des Wagens. Ich hörte ihn sprechen:

„Hier Leutnant von Eicken. Sind Sie die Ablösung? Ich habe hier rechts ein paar Führer liegen, die Sie in die Stellung führen werden. Wann kommen Ihre Leute?"

„In etwa einer Stunde."

„Treten wir vorläufig in diesem Hause hier unter."

Sie verschwanden im Eingang. Aus dem Straßengraben wurde ich flüsternd angerufen. Ich legte mich zu ein paar Leuten. Es waren die Führer. Nach den üblichen Fragen erzählten sie: Das Haus vor uns sei das Stabsquartier. Es lag an der Kehle des langen Sackes, den hier die Front bildete. Zweihundert Meter rechts und links der Straße, die wir eben gekommen waren, und vor uns, in einem Radius von ungefähr 2 km, verlief die polnische Stellung der Aufständischen. Sie griffen meist dreimal am Tage an, früh, beim Morgengrauen, nachmittags gegen 2 Uhr und abends beim Eintritt der Dämmerung. In der Zwischenzeit schossen sich Patrouillen und Posten herum.

Auf der Straße klapperte es leise. Schritte knirschten. Vor uns tauchte ein Schatten auf. Vom Hause her rief Leutnant Jürgens:

„Halt! 1. Kompanie? Räder zusammensetzen! Leute in den Straßengraben! Die Kompanieführer beim Kommandeur hier im Hause melden!

Flüsternd wurde die Meldung nach rückwärts weitergegeben. Wenn eine Leuchtkugel hoch ging, beleuchtete sie eine lange Kette von Gesichtern, die weit hinten in der Dunkelheit verschwand.

Auf der Straße liefen Leute. Türen klappten. Kein Lichtschimmer war zu sehen. Die Stimme des Oberleutnants Schlageter rief halblaut:

„Wo sind die Führer für den Abschnitt Dorfeingang bis Friedhof? Hierherkommen! Dazu eine Ordonnanz vom Bataillonsstab!"

Ich sprang vor und meldete mich.

„Du bleibst jetzt bei mir und gehst mit mir die Stellung ab, damit du Bescheid weißt, wenn du vom Bataillonsstab Meldungen zu bringen hast. — Die Zugführer der 2. Kompanie hierherkommen! Der erste Zug besetzt den Abschnitt Dorfeingang, der zweite Zug den Abschnitt Bahnhof, der dritte Zug den Abschnitt Friedhof. Jeder Zugführer greift sich hier einen der bereitgestellten Führer und haut ab. Es hat lautlose Stille zu herrschen. Den Einsatz der schweren Maschinengewehre regle ich selbst. Der s. M.G.-Zugführer begleitet mich. Abrücken!"

Die Zugführer verschwanden in der Dunkelheit. Bald tauchten lautlos lange Reihen auf der Straße auf und tappten vorüber. Hin und wieder hauchte ein Fluch durch die Nacht, oder ein Trinkgefäß klapperte, sonst waren nur die Schritte schwerer Stiefel zu hören. Von der Front

her kamen Schritte. Ein Trupp Leute tauchte auf. Die Stimme des Leutnants Jürgens fragte leise:

„Wer da?"

„Erster Zug der Kompanie von Eicken. Wir sind eben abgelöst worden."

„Sammeln Sie sich auf der Straße, etwa 1 km auf Kappritz zu, um hier die Ablösung nicht zu stören."

Der Trupp verschwand. Schlageter rief flüsternd: „Führer, Ordonnanz! Fertigmachen! Wir wollen abmarschieren!"

Mit einem Sprung setzte er über den Straßengraben hinweg.

„Mir nachfolgen!"

Zwischen dunklen Häusern ging es in einen Obstgarten. Ich mußte die Hände weit vor mich halten, um nicht gegen Äste und Stämme zu stoßen. Eine halbhohe Mauer wurde überstiegen.

Aus dem Dunkel flüsterte jemand: „Herr Oberleutnant!" Der Zugführer meldete sich.

„Der Zug liegt hier vor uns auf einer kleinen Höhe in Schützenlöchern. Am rechten Flügel ist eine ausgebaute M.G.-Stellung. Soweit ich beim Schein einer Leuchtkugel übersehen konnte, hat sie gutes Schußfeld, auch flankierend nach dem Bahnhof zu. Ich glaube, wir können die Stellung so übernehmen wie sie ist."

Wir durchquerten ein Feld mit hohem Getreide. Vor uns hob sich gegen den Sternenhimmel eine Hügelkuppe ab. Dort lagen die Kameraden. Schwer legten sich beim Durchschreiten die langen Halme um Knie und Schenkel. Endlich traten wir auf einen Feldweg heraus. Fast wäre ich über jemand gestolpert, der vor mir am Wegrande lag.

„Rindvieh, paß auf!"

Das war nicht gerade sehr freundlich, konnte aber nur von einem Kameraden kommen.

„Mensch, ist das hier die Front?"

„Was hast du dir denn sonst gedacht?"

„Die hatte ich mir ganz anders vorgestellt."

„Dann wird's Zeit, daß du sie kennen lernst. Hast du eine Zigarette da?"

„Nein, ich rauche nicht."

„Dann scher dich zum Teufel! Fehlt bloß noch, daß du nicht trinkst, dann laß dich lebendig begraben."

„Ich bin immer bisher ganz gut ausgekommen. Wo liegen denn hier die anderen?"

„Nach rechts hin alle paar Schritte. Tritt aber keinen ins Kreuz, sonst bist du am längsten ohne blaues Auge hier herumgelaufen. Sie liegen in ihren Löchern."

Ich ging vorsichtig nach rechts weiter. Hinter einem Schutthaufen kauerten ein paar Kameraden. Sie hatten sich eine Decke über die Köpfe gezogen und rauchten gemeinschaftlich eine Zigarette. Nach dem Bahnhof zu fiel hin und wieder ein Schuß. Ich hastete hinter dem Oberleutnant her. Für jeden, den er in der Finsternis traf, hatte er ein paar freundliche Worte.

Der Weg senkte sich. Eisenbahnwagen tauchten auf. Wir stolperten über Schienen. Der Führer des zweiten Zuges trat hinter einem Stellwerk hervor und meldete sich. Lange sprach Schlageter mit ihm über die günstigste Anlage der Stellung.

„Ihr Abschnitt ist einer der kritischsten Punkte der Front. Gestern morgen war der Feind hier eingedrungen. Er hatte schon das Stellwerk besetzt, als ihn ein Gegenstoß, von der Höhe herunter, wieder hinauswarf. Es ist größte Wachsamkeit geboten."

Er verabschiedete sich mit einem Händedruck. Eine große Straße wurde überquert, hinter Gartenzäunen lagen Kameraden. An der Friedhofsecke meldete sich der Führer des dritten Zuges. Er führte uns quer über den Friedhof. Vom Kirchturm her schlug es zwölfmal hintereinander. In Neiße hätte mich um diese Zeit wahrscheinlich niemand auf den Friedhof gebracht. Ich bin nicht abergläubisch, aber es ist doch immer etwas unheimlich. Heute achtete niemand darauf. Schlageter unterhielt sich flüsternd, wir anderen folgten lautlos. An der Friedhofsmauer standen Kameraden in langer Reihe. Sie hatten auf die Mauer Rasenstücke gelegt, um gegen Steinsplitter geschützt zu sein. Ich fragte nach ein paar Kameraden aus Neiße. Einer wußte Bescheid:

„Die liegen in der Familiengruft am Eingang und pennen."

Ich wollte nicht stören. Im Abschnitt der 3. Kompanie ratterte ein Maschinengewehr. Leuchtkugeln stiegen hoch, dann war wieder lautlose Stille. Am Gasthof gegenüber vom Bahnhof entließ mich Schlageter. Ich wanderte auf der Straße zurück zum Bataillonsquartier, machte Leutnant Jürgens Meldung und warf mich in einem leeren Zimmer neben Klaus auf den Fußboden. Der Rucksack wurde als Kopfkissen, der Lodenmantel als Decke benutzt. Trotz des ungewohnten harten Nachtlagers brauchte ich nicht lange zum Einschlafen.

12. Mai.

Als ich am Morgen erwachte, konnte ich nicht behaupten, daß ich glänzend geschlafen hatte. Alle Glieder taten mir weh. Eine kalte Dusche unter dem Brunnen machte die steifen Glieder aber schnell wieder geschmeidig.

Es regnete. Mein erster Gedanke war an die Kameraden draußen in den Schützenlöchern. Sie waren auf nasses Wetter nicht eingerichtet. Nur wenige von ihnen hatten Mäntel und Decken. An Regenwetter hatte ich eigentlich bisher überhaupt noch nicht gedacht.

Ich erhielt den Befehl, Schlageter eine Meldung zu überbringen und benutzte die Gelegenheit, die Kameraden auf dem Friedhof zu besuchen. An der Mauer traf ich nur wenige Posten, die völlig durchnäßt und frierend sich zu erwärmen versuchten. Neidisch wurde mein dicker Lodenmantel begutachtet. Einer hatte sich aus dem Ort eine große Flasche Schnaps besorgt, die von Mund zu Mund ging.

Zwischen den Gräbern tauchte eine Gruppe Kameraden auf. Das war die Ablösung. Sie verteilten sich längs der Mauer. Ein paar Worte wurden gewechselt. Der Pole verhielt sich ruhig. Er lag wahrscheinlich genau so wie wir, durchnäßt und frierend in seinen Löchern.

Mit der abgelösten Mannschaft ging ich durch die Gräberreihen zurück zur Leichenhalle. Dort lag der Rest des Zuges in Bereitschaft. In der Halle roch es unangenehm süßlich. In einer Ecke war Stroh ausgebreitet, dort schliefen Kameraden. Andere saßen in der Nähe des Fensters bei einem soliden Dauerskat. Quer durch den Raum waren einige Leinen gespannt, an denen nasse Röcke und Hosen zum Trocknen hingen. In einer Ecke lagen einige tote Polen. Sie waren bei dem großen Angriff vor einigen Tagen gefallen und sollten heute beerdigt werden. Niemand störte sich an ihrer Gegenwart. Man wollte sie nicht hinaus in den kalten Regen legen.

Im Freien, dicht neben dem Eingang, durch das vorspringende Dach vor dem Regen geschützt, hockten ein

paar Kameraden vor einem kleinen Feuer. In einer Pfanne brieten Eier. Mir fiel die kleine, bläulich brennende Flamme des Feuers auf. Sie sah fast wie eine Spiritusflamme aus. Es mußte aber ein fester Brennstoff sein, denn es standen drei kleine, gelbe Walzen nebeneinander, die brannten. Ich erkundigte mich nach dem Brennstoff.

„Kennst du noch keine Handgranaten?" antwortete einer lachend.

Ich war sprachlos. Das hatte ich noch nicht gehört.

Er zeigte mir einige aufgeschnittene Hülsen von Stielhandgranaten. Daraus hatten sie den Sprengstoff entfernt und angebrannt. Die Nähe dieses Feuers war mir nicht ganz geheuer. Die Kameraden amüsierten sich darüber und luden mich zum Essen ein. Ich verzichtete lieber darauf. Ich habe übrigens nicht gehört, daß bei dieser eigenartigen Kocherei etwas passiert ist.

Neben dem Eingang stand eine Leiter. Auf dem Dach hörte ich sprechen. Ich kletterte hinauf. Hinter dem Giebel lag der Zugführer mit einem M.G.-Schützen. Trotz des unsichtigen Wetters hatte man von dort aus einen sehr guten Überblick über das Gelände. Vor dem Friedhof stiegen Felder leicht an, um dann steil in die Kalksteinbrüche abzufallen. Die jenseitige Höhe wurde gekrönt von einer Reihe von Kalköfen. Hin und wieder sah man dort jemand schnell querfeldein laufen. Das waren die polnischen Stellungen. Vor dem Eingang eines Hauses konnte man eine Gruppe von Leuten erkennen. Langsam richtete der Zugführer das M.G. darauf ein. Plötzlich ratterte es los. An dem Haus sah man Kalk aufspritzen, wie der Blitz waren die Leute verschwunden. Einer blieb vor dem Hause liegen. Sonst war die Front ruhig. Es

wurde kaum geschossen. Rechts hob sich der Abhang des Annaberges aus dem Dunst hervor.

Gegen 2 Uhr wurde ich mit Leutnant Jürgens als Begleitung des Kommandeurs zu einer Fahrt nach Ratibor befohlen. In allen Dörfern hielten Ortswehren die Wacht an der Oder. Alle paar Kilometer wurden wir angehalten und kontrolliert. Endlich tauchten die Türme von Ratibor vor uns auf.

In den Straßen wimmelte es von Selbstschutzleuten. Die Front zog sich in einem großen Bogen um die Stadt. Ratibor war ein deutsches Widerstandszentrum erster Ordnung.

Wir hielten vor einer Volksschule. Der Kommandeur stieg aus. An der Treppe traf er auf eine Gruppe Herren, offenbar Offiziere. Ein älterer Herr stellte sich als Generalleutnant von Hülsen vor.

„Aber das ist ja ganz famos, daß Sie zu uns kommen", begrüßte er den Kommandeur herzlich. „Aus der Gegend um Krappitz haben wir bisher fast keine Nachrichten vorliegen. Gestern wurde uns gemeldet, daß Gogolin von den Aufständischen besetzt worden sein soll. Stimmt das?"

„Vor zwei Stunden war ich jedenfalls noch mit meinem Bataillon in Gogolin. Ich glaube nicht, daß inzwischen etwas vorgefallen ist."

„Na, dann wollen wir uns doch eben einmal ausführlich über die geplante Zusammenfassung der Selbstschutzbataillone unterhalten. Es muß da nämlich einmal Ordnung hineingebracht werden. Ich bin zum Führer der Selbstschutzgruppe Süd ernannt worden. Gogolin würde in meinen Gruppenabschnitt fallen."

Mehr konnte ich nicht hören, denn dann verschwanden die Herren im Hause.

Der Kraftwagenführer fluchte. Unter dem Wagen bildete sich eine große Wasserlache. Der Kühler leckte. Als wir den Wagen untersuchten, fanden wir an der linken Seite, dicht über dem Schutzblech, eine Einschußstelle. Anscheinend war der Wagen vom jenseitigen Ufer, als wir an der Oder entlang fuhren, beschossen und trotz der großen Entfernung getroffen worden.

Der Kommandeur kam erst nach einigen Stunden von der Besprechung zurück. Um nicht wieder unsichtbaren Schützen ein leichtes Ziel zu bieten, fuhren wir einen anderen Weg. Im Quartier lag alles im dicksten Schlaf. Die Front war ruhig.

13. Mai.

„Raus, die Polen sind von Strebinow her in den Ort eingedrungen!"

Nur im Unterbewußtsein vermerkte ich diese Meldung. Das war doch die Stimme des Feldwebels? Verschlafen blinzelte ich zum Fenster. Draußen war gerade der erste, lichte Schein des kommenden Morgens zu sehen. Im Hause war ein Mordsgepolter. Draußen schien die Hölle los zu sein. Sämtliche Maschinengewehre ratterten, ein stechender Schmerz machte mich ganz munter. Hans war aufgesprungen und hatte mich dabei mit seinem schweren Stiefel auf die Hand getreten. Im Hinauseilen rief er noch:

„Los, los, raus! Draußen ist ganz dicke Luft. Wenn ihr noch lange döst, schnappen sie euch hier wie in einer Mausefalle."

Wir stürzten auf die Straße. Am Hauseingang stand der Kommandeur in der Dämmerung. Die Hände in den Hosentaschen, beobachtete er angestrengt nach rechts. Dort schien der Teufel los zu sein. Die Maschinengewehre ratterten ohne Unterbrechung. Dazwischen krachten Explosionen. Das waren Handgranaten.

„Eine Ordonnanz zur 4. Kompanie nach Kadlubietz", rief er. „Die 4. Kompanie bezieht Reservestellungen am Ortsausgang von Gogolin."

Klaus sauste los.

„Eine Ordonnanz zur 3. Kompanie. Ich erbitte Meldung über den Stand des Gegenangriffs."

Ich rannte die Straße hinunter zum Bahnhof. Im Ort mußte ich mich rechts halten. In den Haustüren flüsterten aufgeregt die Einwohner. Schlageter stand vor seinem Quartier.

„Na, Fritz, was gibts neues?"

„Ich weiß noch nichts, Herr Oberleutnant, ich soll erst Meldungen einholen."

„Lauf zu, komm kurz bei mir vorbei, wenn du zurückkommst!"

Plötzlich schwirrte es um mich. Hin und wieder knackte es laut in den Ästen und Zäunen. An den Hausgiebeln spritzte Kalk auf. Verdammt, jetzt wurde es ernst! So sah es also aus, wenn geschossen wurde. Unwillkürlich duckte ich mich und rannte tief gebückt weiter. Jemand lachte laut. Ein Unteroffizier stand mitten auf der Straße.

„Seht mal unsern Kleinen an, was der für Kunststücke beim Laufen macht. So dick pfeift es doch hier noch nicht."

Hinter ein paar Hausecken wurde gelacht. Das durfte ich mir nicht bieten lassen. So rannte ich ganz offen auf der Straße weiter. Aber, wenn ich ehrlich sein soll, war mir doch nicht recht wohl dabei. Endlich war ich am

unteren Ende des Ortes. Vor einem Gasthof stand Wandesleben. Er schimpfte. Ich bat um Meldung im Auftrage des Kommandeurs.

„Die Polen sind wieder raus aus dem Ort", schimpfte er, „solche Schweine! Fünf von meinen Leuten haben sie angeschossen, aber das sollen die Hunde büßen. Das Nest da drüben muß ausgeräuchert werden."

Er fluchte und schimpfte weiter. Eben brachten vier Mann einen verwundeten Kameraden angeschleppt. Das Blut tropfte langsam aus einer Kopfwunde auf die Steine der Straße. Er wurde in den Gasthof getragen. Ein eigenartiger Druck legte sich mir auf den Magen, als ich das wächserne Gesicht sah. In der Gaststube brannte Licht. Ich sah durch das Fenster. Der Bataillonsarzt hatte das Billard als Operationstisch eingerichtet. Ein Kamerad lag darauf, dem eine blutige Hose aufgeschnitten wurde.

Ich lief zurück, benachrichtigte Schlageter und machte dem Kommandeur Meldung. Es war alles in Ordnung, der polnische Angriff war abgeschlagen. Wir durften uns noch auf ein paar Stunden hinhauen. Ich konnte aber nicht mehr schlafen. Die verwundeten Kameraden standen mir zu lebendig vor den Augen.

Gegen 10 Uhr rief der Feldwebel nach zwei Ordonnanzen. Der Kommandeur stand mit dem Leutnant Jürgens vor der Tür und wartete auf uns. Wir wanderten durch den Ort. Die Front war wieder ruhig. Nur hin und wieder fielen ein paar Schüsse. Ich mußte den Oberleutnant Wandesleben aus seinem Quartier holen. Er erzählte ausführlich den Verlauf des polnischen Angriffs. Der Kommandeur hörte ihn ohne ein Wort an, auch seine Flüche. Dann ging er mit ihm bis zum Ortsausgang und ließ sich, gedeckt durch eine Mauer, die Vorgänge der

Nacht noch einmal im Gelände erläutern. Von einer Hausecke aus konnten wir das Dorf Strebinow in etwa 1000 m Entfernung vor uns liegen sehen. Es lehnte sich links auf der Höhe an die polnische Stellung hinter den Kalköfen an und zog sich langgestreckt parallel zu unserer Stellung bis hinunter in den Grund am Bahndamm. Dort schloß sich die von den Aufständischen besetzte Wygoda-Höhe an, die sich nach rechts in unserem Rücken fast bis zur Straße nach Krappitz hinzog.

Der Kommandeur schnüffelte im Gelände herum. Er kroch im Straßengraben bis zum Zolleinnehmerhaus, auf der Höhe zwischen den Linien, und beobachtete lange den Ort durch sein Glas. Er ging unten im Grunde im Graben neben dem Bahndamm in kurzen Sprüngen bis zum Bahnwärterhäuschen vor und unterhielt sich mit unserem vorgeschobenen Posten. Als wir ihn am Bahnübergang abholten und auf der Straße zurückgingen, ratterte von Strebinow her ein Maschinengewehr. Mit einem unheimlichen Pfeifen fegte die Ladung über die Straße und prasselte gegen eine weiter rückwärts liegende Hauswand. Unwillkürlich warfen wir beiden Ordonnanzen uns in den Straßengraben. Der Kommandeur drehte sich nach uns um.

„Seht ihr Kerls denn nicht, daß die Schüsse viel zu hoch gehen?"

Wir beide sahen uns an und Hans meinte: „Sie konnten aber auch tiefer gehen."

Der Kommandeur lachte und ging weiter.

Beim Bataillonsstab wurde ich erwartet. Der Feldwebel rief mir zu:

„Sofort aufs Rad und nach Oberglogau fahren! Aus Neiße sind dort 100 Mann Nachschub eingetroffen. Das

scheint ein schönes Kroppzeug zu sein, was man uns da schickt. Einer rief hier an und wollte Wagen zum Antransport haben. Die Kerls mögen nur marschieren, dann sehen wir gleich, was mit ihnen los ist. Wenn gemeutert wird, paß auf, wer die Führer sind, damit wir sie gleich herausgreifen können."

Ich fuhr los. Es war kein Vergnügen. Die Sonne brannte heiß. Der Staub blieb lange über der Landstraße stehen, wenn ein Wagen vorüberfuhr.

Gegen 4 Uhr nachmittags traf ich in Oberglogau ein. In der Schule, in der wir die erste Nacht im besetzten Gebiete verbrachten, wurde ich von einem Unteroffizier erwartet. Er war außer sich, als er hörte, daß die Kolonne bis Gogolin marschieren sollte, er jammerte:

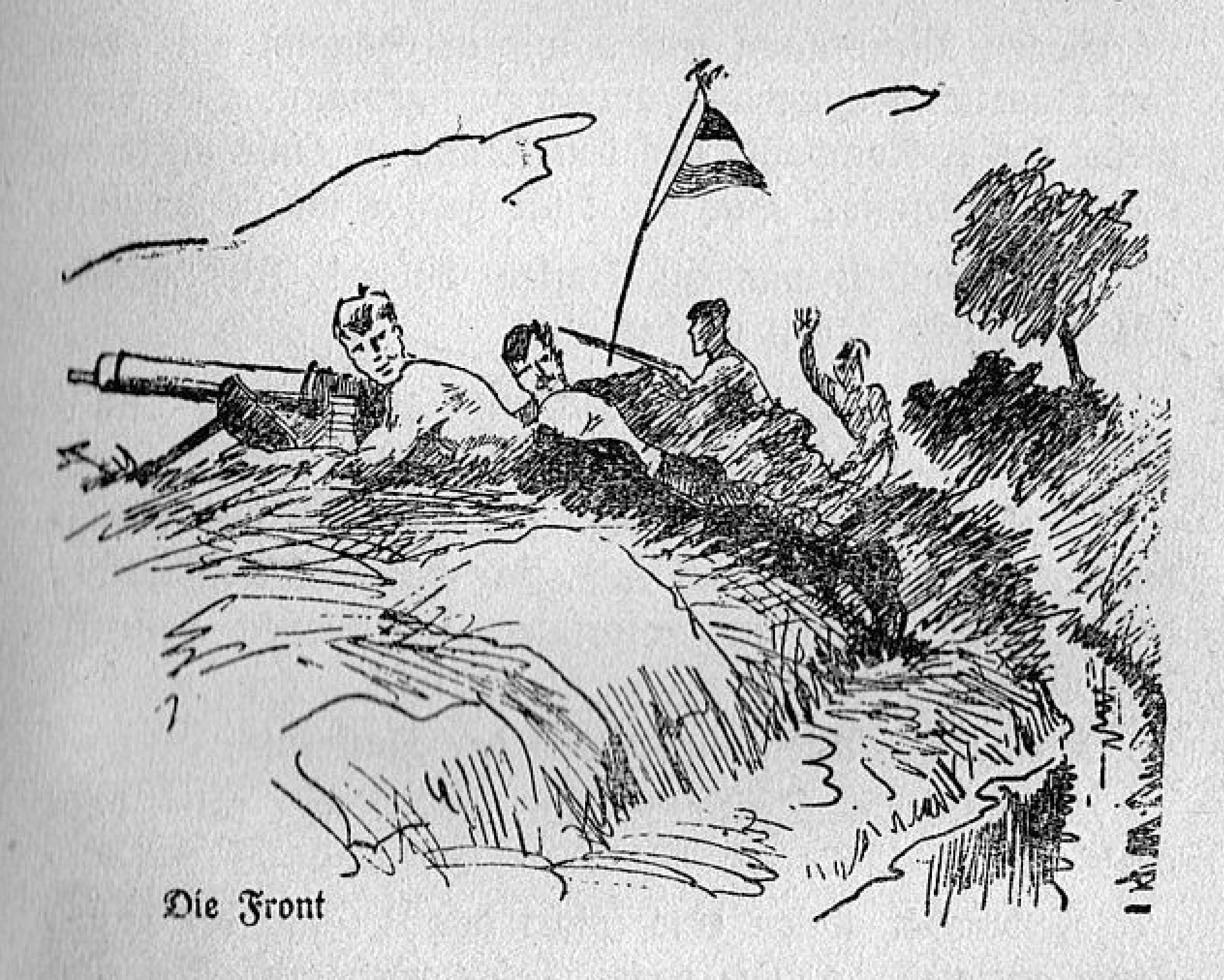
„Schon in Neiße hat man mich vor diesem Transport gewarnt. Die politischen Parteien haben jetzt ihr Augenmerk auf den Mannschaftsersatz der Truppen gerichtet. Das übelste Volk wird abkommandiert, um die Freiwilligentruppen zu zersetzen. Ausgerechnet ich soll nun diese Leute marschieren lassen. Ich glaube nicht, daß sie mitmachen."

Er schien mir nicht gerade ein Muster an Mut und Energie zu sein. Er ließ die Leute vor der Schule antreten. Sie sahen wild aus, aber durchaus nicht schlimmer als unsere anderen Freiwilligen. Der Unteroffizier verkündete, daß Wagen nicht zur Verfügung gestellt würden und daß marschiert werden müßte. Ein Murmeln ging durch die Front. Drei Mann traten vor.

„Wir sind zu Vertrauensleuten ernannt worden. Wir protestieren. Wir verlangen eine anständige Behandlung. Wir verlangen Wagen oder wir marschieren nicht."

Ich konnte mir Schlageter vorstellen, der wahrscheinlich in diesem Moment wie der Teufel dazwischengefahren wäre. Der Unteroffizier verhandelte mit ihnen. Nach langem Palaver einigte man sich auf Marschieren. Ich konnte mir diese Leute schwer in unserer Truppe vorstellen.

Sie marschierten, mürrisch, ohne Gesang, fluchend. Bald gab es Streitigkeiten. Manche wollten singen,



Die Front

manche rasten. Die Kolonne zog sich in die Länge. Der Unteroffizier ließ alles geschehen. Es wurde dunkel. Krappitz wurde erreicht. Der Soldatenrat beratschlagte. Ich wurde als Sachverständiger herangezogen, um mein Urteil über die Entfernung bis Gogolin abzugeben. Es wurde beschlossen, über Nacht in Krappitz zu bleiben. Die

Meldung wurde telefonisch an das Bataillon weitergegeben. Der Soldatenrat kam mit langem Gesicht zurück. Sie brachten den dienstlichen Befehl des Bataillons, sofort weiterzumarschieren. Gleichzeitig war eine Meldung an die Kommandantur in Krappitz ergangen: Nachtquartiere sind dem Trupp nicht zur Verfügung zu stellen.

Fluchend wurde angetreten, fluchend wurde weitermarschiert.

Gegen Mitternacht trafen wir in Gogolin ein. Vor dem Quartier Schlageters wurde Halt gemacht. Der Feldwebel der 2. Kompanie ließ den Trupp in Linie antreten. Es war stockfinster. Aus der Linie heraus wurde gerufen:

„Wir wollen was zu Fressen haben! Wir wollen schlafen! Wir hauen wieder ab!"

Schlageter war aus dem Hause getreten. Er stand ganz ruhig und beobachtete. Plötzlich trat er vor.

„Ruhe! Was geht hier vor? Sie sind hier nur wenige hundert Meter vor dem Feind. Ich warne! Meuterei vor dem Feinde wird mit sofortigem Erschießen bestraft! Wo ist euer Führer?"

Ein paar brüllten wieder aus der Finsternis:

„Das ist ein Offizier! Licht aus, Messer raus, haut ihn!"

„Feldwebel, lassen Sie sofort den 3. Zug der Kompanie antreten. — Die neuen Leute herhören! Mit euch scheint ja ein schönes Saupack nach Oberschlesien gekommen zu sein! Damit sich jeder klar ist, sei euch gesagt, daß hier eine eiserne Disziplin herrscht. Jede Insubordination wird mit größter Rücksichtslosigkeit unterdrückt, wem das nicht paßt, der mag sich zum Teufel scheren! Sie kommen alle freiwillig zu uns. Es wird niemand gezwungen. Wer

bleiben will, hat sich bedingungslos zu fügen. Euer Benehmen vorhin war so saumäßig, daß der Trupp heute nicht in das vorgesehene Quartier abrückt, sondern sofort in Stellung geht und dort einen Zug der Kompanie ablöst. Wem das nicht paßt, links heraustreten. Alles andere hier vor mir antreten."

Ein maßloses Fluchen und Schimpfen setzte ein. Schlageter brüllte dazwischen:



Meuterei an der Front

„Ruhe! Wenn nicht sofort Ruhe eintritt, lasse ich die Hauptschreier herausgreifen und dort an die Wand stellen. Ich will jetzt kein Wort mehr hören!"

Die Geister schieden sich. Vor Schlageter standen etwa zwanzig Mann. Der Haufen links wurde immer

größer. Einzelne schwankten und standen dazwischen. Schlageter schob sie zu den großen Haufen nach links.

„Die Leute, die hier vor mir stehen, rücken in das Quartier. – Alles andere gibt jetzt an den Feldwebel die empfangenen Ausrüstungsstücke und das Gewehr ab. Jeder bleibt stehen, wo er ist. Der Feldwebel kommt zu ihm. Widerstand ist zwecklos. Ihr seid von meinen Leuten umstellt. Wenn sich einer verdrücken will, wird ohne Warnung geschossen."

Fast lautlos, nur hin und wieder von einigen energischen Aufmunterungen begleitet, ging die Aktion vor sich. Der Feldwebel meldete die Beendigung. Schlageter ließ in Gruppenkolonne antreten.

„Herhören! Gesindel wie euch, können wir hier an der Front nicht brauchen. Damit ihr den guten Namen des deutschen Selbstschutzes im Hinterlande nicht schänden könnt, werdet ihr jetzt unter bewaffneter Bedeckung wieder nach Oberglogau marschieren und dort per Schub zurücktransportiert. Die Wachen haben Anweisung zu schießen, wenn einer auskneifen will. Und nun schert euch zum Teufel!"

Lautlos setzte sich die Kolonne in Bewegung. Schlageter schimpfte noch immer.

„Dieses Gesindel schickt man uns bewußt von hinten, um die anständigen Formationen zu durchsetzen und zu versauen. Das war eine glatte Meuterei an der Front. Aber ich garantiere, daß bei uns von diesem Gesindel keiner hereinkommt."

Er ging in das Haus zu den Leuten, die sich bedingungslos zu uns bekannt hatten. Es waren alles große, kräftige Kerle, gediente Soldaten, meist Berg-

arbeiter aus dem Waldenburger Kohlenrevier. Schlageter drückte jedem die Hand:

„Wir verstehen uns als alte Soldaten. Ich brauche nichts weiter zu sagen. Auf gute Kameradschaft!"

14. Mai.

Heute morgen mußte ich noch vor Tagesanbruch Befehle zum Kompanieführer bringen. Der Posten am Bahnhof führte mich in das Zimmer Schlageters. Er lag angekleidet auf seinem Bett, sein Koppel mit dem Revolver und seine Mütze griffbereit neben sich. Wie wir eintraten, fuhr er in die Höhe.

„Was gibt's?"

Ich übergab ihm den Befehl. Er las ihn beim Schein einer flackernden Kerze durch, dann schmunzelte er:

„Melde dem Bataillon, in einer halben Stunde hat meine Kompanie die Stellungen der anderen Kompanien übernommen und besetzt."

Ich lief durch den Ort nach dem Quartier der 3. Kompanie. Kein Schuß fiel an der Front, aber überall regte sich zwischen den Häusern Leben. Kleine Trupps traten aus den Obstgärten und Höfen auf die Straße und sammelten sich. Hin und wieder wurde leise geflüstert, sonst hörte man nur die Schritte der genagelten Schuhe auf dem Pflaster. Hinter dem Annaberg zog die Morgendämmerung herauf. Scharf hoben sich seine Umrisse vom ergrauenden Himmel ab.

Vor dem Quartier der Kompanie Wandesleben standen die Kompanien in kleinen Gruppen, fröstelnd und leise flüsternd. Aus Eimern wurde heißer Kaffee verteilt, dazu ein Kanten Brot und ein Stück Wurst. Die Offi-

ziere kamen. Maschinengewehre wurden fertiggemacht und Munition ausgegeben.

Im Gasthof beobachtete ich den Doktor. Das Billard war als Verbandstisch hergerichtet. Auf Tischen in greifbarer Nähe wurden blinkende Instrumente ausgebreitet und Verbandsmaterial aufgestapelt. Er sprach in einer Ecke flüsternd mit den Sanitätern. Ich konnte mich eines leichten Schauerns nicht erwehren. Wer würde in wenigen Stunden vor ihm liegen?

Unteroffiziere standen aufgeregt flüsternd beisammen. Sie gaben den Führern der schweren M.G. Ratschläge für den Einsatz.

„Das feindliche M.G. am Gutseingang müßt ihr fassen, sonst kommen wir nicht ran."

„Unten am Bahndamm stehen zwei M.G. Nach vorn sind sie gedeckt. Ihr müßt sehen, daß ihr sie von der Höhe her in der Flanke fassen könnt."

Leute gingen durch die Räume.

„Alles raustreten! Fertigmachen!"

Das Durcheinander ordnete sich.

Plötzlich bellten drüben in Strebinow ein paar Maschinengewehre. Im Moment erstarrte alles. Dann aber war für Sekunden die Hölle los. Vom Giebel des Gasthofes sprang Kalk und Ziegelstaub ab und senkte sich zur Straße. Auf dem Pflaster spritzten Funken, dazwischen pfiff und heulte es durch die Luft. Der Schreck ließ mich Augenblicke lang stillstehen. Ich sah, wie alles wie der Blitz in Deckung sprang, hinter Hausecken, in den Straßengraben und durch Fenster verschwand. Auf der Straße lag einer und schrie. Ein anderer rannte mich im Vorbeispringen an, daß ich taumelte.

„Hau doch ab, Mensch!", brüllte er mich an.

Mit einem Satz sprang ich zur Haustür und flog gegen jemand, der mich in seinen Armen auffing. Es war Schlageter.

„Sachte, sachte Fritz! Nächstens würde ich dir empfehlen, schneller zu verschwinden."

Hinter ihm stand Wandesleben und fluchte:

„Das ist eine verdammte Schweinerei! Unser Antreten muß dem Feind verraten worden sein."

Mit einem Schlag war es draußen wieder ruhig. Kein Schuß fiel mehr. Zögernd traten wir aus dem Hause, bereit, im Moment zurückzuspringen. Köpfe tauchten aus dem Straßengraben auf. Es blieb ruhig.

„Antreten!"

Die Kompanien sammelten sich. Ein Verwundeter wurde ins Haus getragen.

Kurze Kommandos hallten durch den Morgen, dann rückten die Formationen truppweise ab.

Der Bataillonsstab marschierte zum Hause der Katholischen Gemeindeschwestern. Von dort aus hatte man einen prachtvollen Ueberblick über das gesamte Angriffsgelände. Noch lagen leichte Bodennebel über den Feldern vor uns. Nur undeutlich hob sich vom heller werdenden Himmel die gezackte Silhouette des Dorfes Strebinow ab, von einer flachen Bodenwelle vor uns zum Teil verdeckt.

Noch war alles ruhig. Wir Ordonnanzen kauerten hinter einer Gartenmauer. Wenn uns niemand beobachtete, lugten wir neugierig ins Gelände. Unten am Bahndamm konnten wir Stoßtrupps der 3. Kompanie vorgehen sehen. Vor uns entwickelte sich, gedeckt durch

die Bodenwelle, die Radfahrkompanie zu einer Schützenlinie.

Da peitscht ein Schuß durch den Morgen. Wie hypnotisiert fahren alle Blicke nach dieser Richtung. Wer hat geschossen? Zwei, drei Schüsse folgten. Dann tackt ein M.G. Andere fallen ein. Ein Höllenlärm beginnt. Die Schützenlinie vor uns springt auf und läuft vorwärts. Als der Kamm der Geländewelle fast erreicht ist, verschwinden die Schützen am Boden. Maschinengewehrfeuer liegt zwischen ihnen. Auch bei uns wird es jetzt ungemütlich. Querschläger pfeifen durch den Garten und schlagen eigenartig klatschend gegen die Obstbäume. Steinsplitter von der Mauer spritzen uns um die Ohren.

Am Fenster im ersten Stock steht der Kommandeur und beobachtet den Angriff. Leutnant Jürgens ruft von der Haustür aus:

„Ordonnanz zur 3. Kompanie! Bataillon erwartet Meldung, wenn der Angriff das Bahnwärterhaus erreicht hat!"

Ich laufe los. Zunächst muß ich ein Stück in den Ort zurück. In sicherer Deckung hinter einem Haus stehen ein paar Zivilisten. Sie wollen wissen, wie das Gefecht steht. Ich habe aber weder Zeit noch Lust, ihnen Rede und Antwort zu stehen.

Vor mir liegt eine freie Strecke von 50 m, das ist ungemütlich. Ich sehe, wie auf dem Acker jenseits der Straße Erde von den einschlagenden Geschossen in die Höhe spritzt. Ich laufe so schnell wie ich kann. Fast wie beim Wettrennen in der Schule. Da ist der Graben am Bahndamm. Mit einem Hechtsprung springe ich in ihn hinein. Langsam krieche ich dann auf Ellbogen und Fußspitzen, wie wir es bei den Pfadfindern oft geübt haben,

vorwärts. Endlich bin ich vorn. Leutnant Berchthold liegt oben auf dem Bahndamm. Ich überbringe ihm meine Meldung. Er blickt kurz nach den Leuten seines Zuges.

„Das Bahnwärterhaus werden wir gleich haben. Es liegt kaum noch 100 m vor uns. Heute nacht waren die Polen drin."

Er nimmt sein unvermeidliches Monokel aus dem Auge, legt es neben sich auf die Schiene und beobachtet durch sein Glas. Klick! Scherben spritzten über den Boden. Das Monokel ist zum Teufel! Berchthold wirft einen verdutzten Blick auf die Stelle, an der noch vor einem Augenblick sein Monokel lag. Dann zieht er aus der Westentasche ein Ersatzglas, klemmt es sich ein, und richtet sich mit dem Oberkörper halb auf.

„Zug Berchthold — zum Sturm — Sprung auf — marsch, marsch!"

Im gleichen Moment springt er auf und rennt los. Rechts und links folgen ihm seine Leute. Die feindlichen M.G. heulen auf, daß ich mich erschrocken in den Graben gleiten lasse. Vorn verschwinden die ersten Leute von uns im Bahnwärterhaus. Das Häuschen scheint zu rauchen, so spritzt der Kalk durch die einhauenden M.G.-Garben von den Wänden.

Jetzt muß ich zurück. Ein feindliches M.G. fegt den Graben lang. Als ich etwas verpusten will, sehe ich, wie vor mir das Gras von Geschossen niedergepeitscht wird. Die Garbe liegt immer an der gleichen Stelle. Da soll ich durch? Unmöglich! Das wäre ja der reine Selbstmord! — Die Meldung muß zum Bataillonsstab! Wenn aber nicht durchzukommen ist? Ein unangenehmer Druck legt sich um den Magen. Wie hatte gestern Oberleutnant

Schlageter zu einem gesagt, als er von einer ähnlichen Situation erzählte? „Man wird in solchen Momenten immer wieder seinen inneren Schweinehund überwinden müssen. Wer das nicht zugeben will, schwindelt." Also das war der innere Schweinehund? Los jetzt!

Ich springe aus dem Graben und renne über freies Feld. Wird man mich sehen und auf mich schießen? Wie ein Blitz geht mir der Gedanke durch den Kopf. Hier sollte mich mein Turnlehrer laufen sehen, der würde seine helle Freude daran haben. Da ist das erste Haus. Ein letzter Schwung. Gott sei Dank! jetzt war es geschafft. Keuchend lege ich mich ein paar Minuten auf die Erde, um mich zu erholen, dann geht es weiter zum Bataillon.

Ich melde dem Leutnant Jürgens: „Das Bahnwärterhaus ist vom Zuge Berchthold besetzt."

Klaus und die anderen Ordonnanzen haben meinen Wettlauf mit den M.G. beobachtet. Sie lachen mich aus.

„Wie ein Hase in der Treibjagd!"

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. „Abwarten! Euch kann's nachher vielleicht genau so gehen."

Klaus läuft zur Kompanie von Eicken. Kurze Zeit darauf sehen wir im Straßengraben der Chaussee, die nach den Kalköfen zuführt, eine lange Kette von Menschen vorwärts kriechen. Es ist eine Viertelstunde höchster Spannung. Wenn der Feind diese Gruppe zu früh bemerkt und mit seinen Maschinengewehren dazwischenfunkt, sind die Folgen nicht auszudenken. Atemlos stehen wir Jungen hinter der Mauer und beobachten die polnische Stellung auf der Höhe. Wir sehen, wie die Spitze einen Wegübergang über den Straßengraben erreicht, der kaum 30 m von der feindlichen Stellung entfernt ist und wie ein

Maschinengewehr nach vorn gezogen wird. Die drüben haben bisher noch nichts gemerkt.

Der Kommandeur erscheint im Garten mit Offizieren des Stabes und ruft:

„Los geht's! Ordonnanzen in meiner Nähe halten!"

In einem weit auseinandergezogenen Trupp folgen wir ihm über das Feld in Richtung auf Strebinow. In der Schützenlinie der Radfahrkompanie kniet er sich neben den Kompanieführer. Ein Melder kommt vom Bahndamm her gelaufen.

„Wo ist der Bataillonskommandeur?" Ich zeige nach vorn. Bald darauf kniet er neben dem Kommandeur und zeigt nach dem Bahndamm. Plötzlich zuckt er zusammen. Der Zeigefinger hängt senkrecht nach unten und ist plötzlich voll Blut. An den Kalköfen rattern unsere Maschinengewehre los. Es ist nichts zu sehen.

„Kamerad, hast du ein Verbandpäckchen?", fragt mich jemand.

Der Melder liegt neben mir. Der Finger sieht böse aus. Eine Kugel hat den Knochen durchschlagen und der Finger hängt nur noch an einigen Muskelsträngen. So gut ich es kann, verbinde ich ihn. Der Doktor wird ihm doch den Verband wieder herunterreißen.

„Hals und Beinbruch!"

Er läuft durch das Feuer nach Gogolin. Während ich ihm nach nachblicke, scheint sich der Lärm des Feuers zu verdoppeln. Plötzlich höre ich Hurra schreien. Als ich mich etwas aufrichte, sehe ich ein phantastisches Bild. Soweit das Auge reicht, steht plötzlich eine stürmende Front auf den Feldern. Fahnen und Offiziere vor der Front, bewegt sie sich auf Strebinow zu.

Ich springe auf und laufe vorwärts und schreie Hurra, wie die anderen. Vor mir bleibt plötzlich ein Kamerad stehen, greift zur Seite, als wenn er sich irgendwo festhalten wolle, dann sinkt er langsam in sich zusammen. Weiter links schlägt einer die Hände in die Höhe und stürzt. Das Schießen und Hurraschreien wird übertönt von gellenden Stimmen: „Sanitäter, Sanitäter!"

Da sehe ich die ersten Polen. Am Tor des Gutshofes steht ein schweres M.G. Drei Mann liegen dahinter. Die ersten von uns haben die Mauer erreicht. Handgranaten krachen. Das M.G. springt plötzlich einige Meter zur Seite. Die Polen bleiben liegen. Sie sind tot oder verwundet.

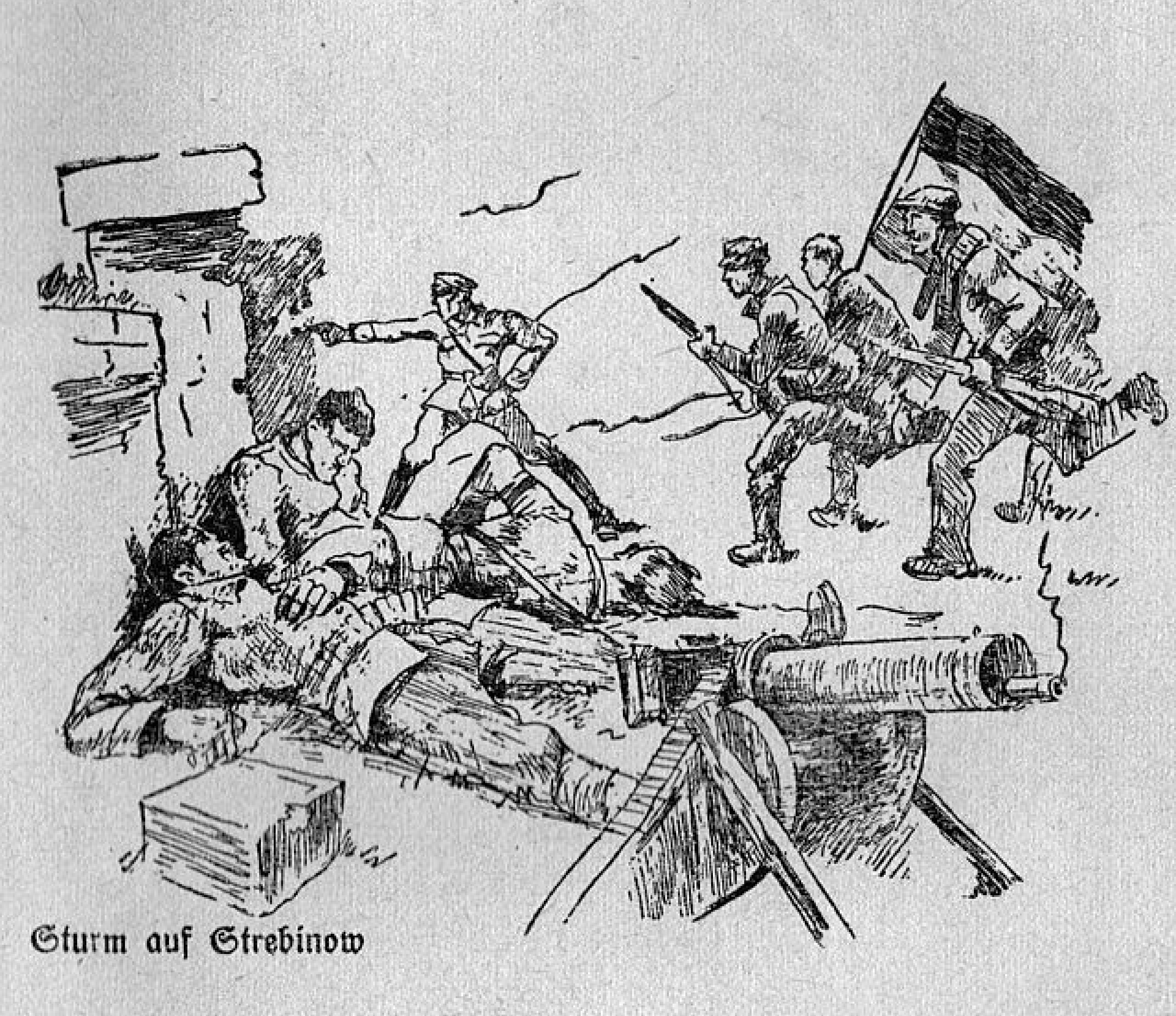
Jetzt bin ich am Eingang. Im Gutshof jagen Pferde umher. Ein feindlicher Reiter will gerade davonsprengen, als er plötzlich die Hände in die Höhe wirft und kopfüber vom Pferde stürzt. Jenseits des Hofes gehen zwanzig, dreißig Polen langsam zurück. Einige bleiben stehen und schießen auf uns, während die anderen davonlaufen. Jetzt haben sie den Obstgarten erreicht. Plötzlich stutzen sie, drei, vier, fünf stürzen hin, dann fast der ganze Haufen. Ein paar laufen weiter, bis auch sie zusammenbrechen. Sie müssen in das Feuer unserer Maschinengewehre an den Kalköfen, die die Rückseite des Dorfes flankieren, hineingerannt sein.

Kameraden treiben aus einem Kellerloch Feinde heraus. Verschüchtert und ohne Waffen stehen sie umher. In der Mitte des Hofes werden Gewehre, Maschinengewehre und Munitionskisten zusammengetragen.

Das Feuer flaut ab. Nur noch hin und wieder fällt ein Schuß. Ein Melder kommt die Dorfstraße heraufgehetzt. Er schreit schon von weitem:

„Meldung an Bataillon: Aus Richtung Leschnitz feindlicher Panzerzug im Anrollen!"

Der Kommandeur beobachtet durch sein Glas, dann rennt er nach dem Bahndamm zu, wir Ordonnanzen hinter ihm her.



Sturm auf Strebinow

„Die Maschinengewehrführer!"

In wenigen Minuten stehen sie um ihn.

„In spätestens zehn Minuten haben wir einen feindlichen Panzerzug hier. Bauen Sie ihre Gewehre sofort nach dem Bahndamm zu gut gedeckt ein. S.M.K.-Munition laden, wenn vorhanden!"

Ich liege mit Klaus gut gedeckt hinter einer niedrigen Mauer. Auf der Bahnlinie kriecht ganz langsam etwas Schwarzes heran. Die Lokomotive, eigenartigerweise in der Mitte des Zuges, stößt ruckweise schwarzen Qualm aus. Um uns ist jetzt alles totenstill. Hinter jeder Mauerecke und jedem Erdhaufen beobachten Kameraden. Ganz langsam und vorsichtig tastet sich der Zug heran. Jetzt kann man große, weiße Totenköpfe an den unförmigen Waggons erkennen. Drohend dreht sich ganz vorn eine Panzerkuppel mit zwei Maschinengewehrläufen. Dunkle Schießscharten werden sichtbar. Wie ein Ungeheuer kommt der Zug auf uns zu.

„Auf die Schießscharten zielen!", wird von links gerufen.

Die Finger am Gewehr fiebern. Wann geht es endlich los? Probeweise ziele ich. Herrgott, hier müßte ein Geschütz her, geht es mir durch den Kopf. Schlageters Geschütz steht in Gogolin. Wir können es aber nicht verwenden, weil die uns zugesagte Munition noch nicht eingetroffen ist.

Da rattert das erste M.G. los, ein Höllenlärm heult auf. Im Moment speit auch der Panzerzug Feuer. Unsere Mauer raucht von Kalkstaub und Steinsplittern. Es ist unmöglich, den Kopf darüber zu heben. Als ich den Kopf nach rückwärts wende, sehe ich, wie die Fenster im Hause hinter uns zersiebt werden. Es sind lauter kleine, runde Löcher nebeneinander, von denen feine Strahlen nach allen Seiten ausgehen.

Der Panzerzug läßt sich von unserem Feuer nicht stören. Ruhig schiebt er sich weiter vor. Jetzt hat er die Häuser des Ortes erreicht. Man hört deutlich, wie neue Maschinengewehre, in deren Schußfeld er kommt, das

Feuer gegen ihn aufnehmen. Jetzt steht der Zug. Haben wir ihn gefaßt? Es ist nicht möglich, auch nur die Nasenspitze über die Mauer zu stecken. Die Luft rundum ist ein einziges Rattern, Heulen, Pfeifen und Klackern.

Der Zug bewegt sich wieder. Er fährt nach rückwärts. Eine Detonation übertönt den Lärm. Eine gelbe Qualmwolke steigt vor dem Zuge auf. Was soll das heißen?

„Der Panzerzug hat die Gleise gesprengt!", wird von rechts her zugerufen.

Der Zug fährt schneller. Das Feuer wird schwächer und hört allmählich ganz auf. Das Ungeheuer verschwindet in der Ferne in einem Bahneinschnitt.

Überall tauchen Kameraden auf. Sie fluchen. Sie haben das menschenmöglichste getan, aber gegen einen stark gepanzerten Zug hilft auch das beste Maschinengewehr nichts.

Ich werde mit einer Meldung zum Quartier des Bataillonsstabes geschickt. Dort ist Hochbetrieb. Wagen bringen Beutewaffen, die der Waffenmeister in großen Haufen neben der Straße sammelt. Sechs schwere Maschinengewehre stehen nebeneinander. Einige hundert Gewehre der verschiedensten Art werden nach ihren Systemen sortiert. Da liegen deutsche Gewehre, dort russische, da österreichische Mannlicher-Gewehre, da französische Karabiner. Ebenso mannigfaltig ist die Beute an Munition. Die Kisten werden bis in Mannshöhe aufgestapelt. An den Schmalseiten der Kisten sieht man Brandmarken: Zitadelle Warschau oder- Mil.-Gouv. Krakau. Auf einem Haufen liegen polnische Soldatenmützen, daneben eine französische Uniform, die einem Gefallenen ausgezogen wurde, um als Beweismittel für die französische Unterstützung der polnischen Aufständischen zu dienen.

Staunend umstehen die Einwohner von Gogolin diese Sammlung.

Langsam fahren einige Bauernwagen vorbei. Ein paar Kameraden stehen darauf mit blutigen Verbänden. Sie winken uns zu. Sie werden in das Lazarett nach Krappitz überführt.

15. Mai.

Unser Angriff auf Strebinow schien sich sehr heilsam auf den Feind ausgewirkt zu haben. An der Front fiel fast kein Schuß. Es war herrlichstes Frühlingswetter. Die Sonne brannte heiß. Als ich eine Meldung nach dem Friedhof bringen mußte, glaubte ich in ein Sonnenbad zu kommen. Überall zwischen den Gräbern lagen nackte Gestalten, die sich von der Sonne bräunen ließen. Selbst die Posten vorn in den Schützenlöchern hatten alles bis auf das Gewehr abgelegt. So „paradiesisch" hatte ich mir den Krieg nicht vorgestellt.

Gegen Mittag hatte ich mir's vor dem Bataillonsquartier auch bequem gemacht, als plötzlich ein Auto vorgefahren kam. Ein englischer Offizier stieg aus, der sich im gebrochenen Deutsch nach dem Kommandeur erkundigte. Kurz darauf erschien dieser im Hauseingang. Sie begrüßten sich. Der Engländer erkundigte sich nach dem Verlauf des Kampfes vom gestrigen Tage. Dann sagte er:

„Ich habe gehört, daß Sie Mangel an schweren Waffen haben. Ich habe Ihnen da etwas mitgebracht. Ich weiß nicht, ob Sie es gebrauchen können, aber lassen Sie es abladen."

Auf einen Wink sprang ich mit Klaus in den Wagen. Der Kraftwagenführer wies uns einen großen, schweren

Sack, den wir mit Mühe bis vor den Hauseingang schleppten. Wir öffneten ihn und holten ein schweres Maschinengewehr mit Munition heraus.

Der Engländer lächelte und sagte: „Ich hoffe, daß Sie Verwendung dafür haben. Unseren Kollegen, den Franzosen, brauchen Sie es nicht gerade zu erzählen."

Schmunzelnd verabschiedete er sich vom Kommandeur und fuhr zurück nach Krappitz.

Wir Jungen waren sprachlos. Für so feine Kerls hatten wir die Engländer bisher gar nicht gehalten, wenn wie sie auch für anständiger hielten als die Franzosen, die mit den Polen Hand in Hond arbeiteten.

Unser Angriff schien allgemein Aufsehen erregt zu haben. Im Bataillonsbefehl stand, daß es der erste Angriff des Selbstschutzes überhaupt gewesen ist.

Am Nachmittag erschienen Italiener. Zwei Offiziere waren von einer Gruppe italienischer Soldaten auf Rädern begleitet. Auch sie erkundigten sich eingehend nach dem Verlauf des Gefechtes. Einer der italienischen Offiziere sagte:

„In Oppeln ist eine Meldung eingelaufen, daß hier in Gogolin Reichswehrtruppen eingerückt sind. Ich möchte die Front besichtigen."

Leutnant Jürgens wurde beauftragt, ihn zu führen. Ich mußte mitgehen. Die beiden Offiziere machten sehr erstaunte Gesichter, als sie unsere „nackte" Front sahen. Sie wollten unbedingt Uniformen sehen, und waren sehr erstaunt, als Jürgens ihnen sagte: „Dieses sehr fragwürdige Zivilzeug, das sie da stellenweise zum Lüften aufgehängt sehen, sind unsere Uniformen."

Um den Italienern einen Gesamteindruck zu geben, ließ er einen Zug der Kompanie Schlageter, der am Bahnhof in Ruhe lag, ankleiden und antreten. Kopfschüttelnd gingen die Italiener die Front ab. Einer der Hamburger Zimmerleute, mit seinen weiten Samthosen, schwarzer Weste, Zylinder und Ohrringen imponierte ihnen scheinbar besonders. Jürgens meinte:

„Ich glaube nicht, daß Sie diese Truppe als Reichswehr bezeichnen können. Es sind Oberschlesier aus den umliegenden Kreisen, die zu Hause alles stehen und liegen gelassen haben und hierher geeilt sind, um den polnischen Vormarsch aufzuhalten."

Die Italiener waren sichtlich beruhigt und verabschiedeten sich sehr höflich.

16. Mai.

Heute wurden wir beim Morgengrauen durch heftiges Schießen geweckt. Der Feind griff wieder an. Allem Anschein nach waren in der letzten Nacht seine bisherigen Formationen durch neue Truppen ersetzt worden. Die Angriffe waren planlos, setzten sich aber während des ganzen Vormittags fort. Ich war fast ununterbrochen unterwegs und mußte von einem Kampfabschnitt zum anderen laufen und Meldungen überbringen. Einen Vorgang, den ich dabei am Friedhof beobachten mußte, werde ich wahrscheinlich im Leben nie mehr vergessen.

Dort lagen zwischen den Stellungen ein paar Häuser, die noch bewohnt waren. Trotz aller Mahnungen hatten die Leute sich nicht entschließen können, die Häuser zu räumen. Unglücklicherweise lag der Brunnen ein Stück abseits auf freiem Felde. Es galt als eine stille Verein-

barung, daß an dieser Stelle während des Mittagläutens nicht geschossen wurde, damit die Bewohner sich Wasser holen konnten. Als von der Kirche in Gogolin das Mittagläuten einsetzte, schwiegen auch sofort auf unserer



Besichtigung durch Italiener

Seite alle Gewehre. Kurz darauf öffneten sich drüben ein paar Türen und einige Leute eilten mit großen Eimern nach dem Brunnen. Sie hatten ihn noch nicht ganz erreicht, als beim Feind ein Maschinengewehr losratterte. Ein junges Mädchen stürzte laut schreiend zu Boden, die

anderen rannten, so schnell sie nur konnten, nach dem Hause zurück. Auf unserer Seite herrschte entsetztes Schweigen. Das war ein glatter Bruch der bestehenden Vereinbarung, der wohl so zu erklären war, daß die neuen Formationen des Feindes von der abrückenden Truppe leider nicht unterrichtet worden waren. Was sollte nun geschehen?

Das Mädchen schrie noch immer laut um Hilfe. Wir sahen, wie ein paar Leute das Haus verlassen wollten, aber sofort setzte das polnische Maschinengewehrfeuer wieder ein.

Ein paar Kameraden konnten die Not des jungen Mädchens nicht mehr ansehen. Sie sprangen aus der Deckung hervor und rannten nach dem Brunnen zu. Sie kamen aber nicht weit. Rund um sie sah man die Kugeln in den weichen Boden einschlagen. Sie mußten sich hinwerfen und hinter kleinen Unebenheiten des Bodens Deckung suchen. Das war dem Zugführer des Abschnitts, Leutnant Hayn, doch zuviel. Er ließ ein schweres Maschinengewehr auf dem Dach der Leichenhalle in Stellung bringen und die polnische Stellung unter Feuer halten. In der Zwischenzeit krochen die Kameraden weiter vor. Endlich hatten sie das Mädchen erreicht. Ich sah, wie sie sie auf eine Zeltplane wälzten und dann, die Plane mit dem Mädchen hinter sich herschleifend, nach unserer Stellung zurückkrochen. Die Schreie des Mädchens waren inzwischen immer schwächer und schwächer geworden. Als die Kameraden die Deckung erreicht hatten, konnte der inzwischen herbeigeholte Arzt nur noch den Tod der Unglücklichen feststellen.

Gegen abend hatte ich wieder eine Meldung nach dem Friedhof zu bringen. Dort sah ich, wie ein alter Mann

schluchzend ein Grab für das Mädchen aushob. Es war der Totengräber, das Mädchen seine Tochter. Leutnant Hayn ließ eine Gruppe von Kameraden am Grabe antreten. Der herbeigeholte Pfarrer sprach ein paar Worte. Die Kameraden standen still. Hayn salutierte, dann wurde das Mädchen in einem notdürftig zurechtgezimmerten Sarg in das Grab hinabgelassen. Der Vater machte sich daran, das Grab seiner Tochter zuzuschaufeln.

Als ich nachher im Quartier den Jungen dieses Ende erzählte, wollte uns das Abendessen nicht mehr recht schmecken.

Die Polen schienen sich beruhigt zu haben. Es war wieder still und friedlich an der Front.

Gerüchte liefen um. Man munkelte von einem Großangriff.

Der Zahlmeister wollte in Krappitz gehört haben, daß der Annaberg in den nächsten Tagen gestürmt werden sollte. Im Hinterland, in Oberglogau, in Neustadt und in Neiße sollten viele Tausende von Kämpfern bereitstehen. Drei Bataillone Bayern sollten eingetroffen sein, das Freikorps Oberland. Württembergische und sächsische Studentenbataillone würden in Brieg formiert. Von all diesen Truppen hatten wir bisher noch nichts gesehen. Wir glaubten auch nicht daran; die Gerüchte wurden als Latrinenparolen abgelehnt.

Aber irgend etwas mußte doch wohl daran sein, denn nachmittags wurde plötzlich ein Bataillonsbefehl ausgegeben:

„Das Sturmbataillon wird in der kommenden Nacht von dem neu formierten Bataillon Gogolin abgelöst und in seine Ruhequartiere zurückverlegt. Die Kompanien rücken nach der Ablösung selbständig in ihre Quartiere ab."

Das gab große Aufregung und Anlaß zu den tollsten Gerüchten. Schon gegen Abend erschienen Bagagewagen, die die Verpflegung, die Schreibstuben und die überzählige Ausrüstung nach rückwärts brachten.

Ich wurde dem Oberleutnant Schlageter als Verbindungsordonnanz zum Bataillonsstab zugeteilt.

18. Mai.

Gegen Mitternacht meldete ich mich im Quartier der Kompanie Schlageter. Ihr Führer saß mit einer Gruppe seiner Leute an einem Tisch der verräucherten Schenkstube des Gasthofes. In den Ecken neben der Tür lagen in wildem Durcheinander Rucksäcke und Tornister, Gewehre und Koppel. Unter einem Tisch lugten die Läufe mehrerer Maschinengewehre hervor. Auf den Tischen stand Schnaps und Bier. Alles war marschfertig und wartete auf die Ablösung, die jeden Moment eintreffen konnte. Dichter Tabakqualm lag über dem Raum.

Schlageter saß inmitten der erwähnten Gruppe und erzählte. Die meisten dieser Leute waren mit ihm bereits an vielen anderen Kämpfen beteiligt gewesen. Immer wieder begann einer seine Erzählung: „Wissen Sie noch, Herr Oberleutnant, wie wir damals . . .“

Eine Reihe wilder Bilder rollte sich durch diese Erzählungen vor meinen Augen ab. Man sprach vom Sturm auf Riga, wie Schlageter mit seiner Batterie auf Sumpfwegen durch die Front der Bolschewiken durchstieß und die Dünabrücke mitten in der Stadt besetzte. Man erzählte sich von den Winterkämpfen in Lettgallen. Man erinnerte an den Sturm auf Bottrop während der Kämpfe gegen die rote Armee im Ruhrgebiet. Ein paar

Leute schilderten Stoßtruppabenteuer vor und während der Abstimmung in Oberschlesien. Besonders packte mich die Schilderung der Befreiung von 21 deutschen Gefangenen aus dem interalliierten Gefängnis in Cosel. Wenn ich die Erzählungen dieses Abends aufschreiben wollte, würde ich damit allein ein ganzes Buch füllen können. Es war so spannend, daß ich nicht mehr auf die Zeit achtete und zusammenschrak, als Schlageter plötzlich mit der Faust auf den Tisch schlug.

„Verdammt! Jetzt wird es aber Zeit, daß die Ablösung kommt. Es ist 4 Uhr."

Ich wurde abgeschickt, mich zu erkundigen, ob die anderen Kompanien schon abgelöst worden waren. Ich radelte los. Es war bereits wieder hell geworden. Als ich das Bataillonsquartier erreichte, rückte gerade das Bataillon Gogolin in den Ort ein. Leutnant Jürgens übergab das Stabsquartier. Schnell fuhr ich zu Schlageter und meldete ihm das Eintreffen der Ablösung.

Der Reservezug der Kompanie trat vor dem Gasthof an. Die ablösende Kompanie wurde nicht gerade sehr freundlich empfangen. In kleinen Trupps trafen die Leute aus der vordersten Stellung ein, übernächtigt und frierend. Jeder erhielt einen Topf heißen Kaffees in die Hand gedrückt.

Eine Viertelstunde später war die Kompanie auf dem Marsch. Es herrschte Totenstille. An mehreren Stellen konnte die Landstraße vom Feinde eingesehen werden. Eine dicke Staubwolke wälzte sich mit der Kolonne vorwärts. Die letzten Gruppen waren nach kurzer Zeit von einer grauen Mehlschicht überzogen. Die Sonne brannte heißer und heißer, und breite Schweißrinnsale durchzogen

die staubüberkrusteten Gesichter. Endlich tauchte die Kirchturmspitze von Ottmuth hinter einer Höhe auf, dann schoben sich allmählich die Türme von Krappitz daneben. Dumpf dröhnte die Brücke beim Marsch über die Oder. Die Köpfe der Kolonne hoben sich verwundert, als die Spitze nicht in die Gasse zum Marktplatz einbog, sondern nach links auf eine Wiese an der Oder abschwenkte.

„Abteilung halt! — Mit Gruppen links schwenkt — marsch! Gewehr — ab! Die Kompanie rastet hier bis 11 Uhr. Es kann zugweise zum Baden abgerückt werden. Setzt die Gewehre — zusammen! Wegtreten!"

Ein Aufatmen. Das Gepäck wurde abgelegt. Alles begann sich zu entkleiden. Badehosen waren nicht vorhanden. Wir ließen uns von diesem Mangel auch nicht stören, nur ein paar ältere Damen verschwanden aus der Menge der Zuschauer.

„Ins Wasser — Laufschritt — marsch — marsch!"

Wie eine Herde Wilder tobte die Kompanie über die Wiese der Oder zu. Hoch auf spritzte das Wasser, als sich die 200 Kerls jauchzend hineinwarfen. Es war eine Ausgelassenheit, wie ich sie früher bei unseren Schulausflügen kaum gesehen hatte.

Nach dem ersten wilden Toben teilte sich der Schwarm. Eine Gruppe sammelte sich an der Brücke. Leutnant Hayn galt als große Kanone im Schwimmen. Schlageter hatte bezweifelt, daß man bei dem jetzigen Wasserstand der Oder von der Brücke ins Wasser springen könne. Hayn wettete. Bald stand er hochaufgerichtet auf einem Vorsprung der Brücke. Ein Ruck — und mit einem eleganten Kopfsprung sauste er hinunter ins Wasser. Einige Meter weiter tauchte er wieder auf. Laut hallte der Beifall über den Fluß.

Am Strande bildeten sich Gruppen, die ihre Kräfte im Ringkampf und im Boxen maßen.

Irgend jemand rief: „Antreten zum Wettschwimmen!" Die Bedingungen wurden bekanntgegeben. Sieger sollte sein, wer am weitesten stromauf schwimmen könnte. Ein regelrechter Start wurde veranstaltet. Leutnant Wilde gab den Startschuß ab. Im Renntempo ging es stromaufwärts. Zunächst lagen wir etwa 20 Mann dicht nebeneinander, dann zog sich die Kolonne in die Länge. Hartnäckig hielt eine Spitzengruppe von etwa fünf Mann zusammen. Wir mochten etwa 1000 m geschwommen sein, das Tempo war wesentlich langsamer geworden. Plötzlich sah ich vor mir das Wasser aufspritzen. Erstaunt hielt ich mit Schwimmen inne und wandte mich nach den Kameraden um. Ich sah erschreckte Gesichter. Klaus, der dicht hinter mir schwamm, rief:

„Verdammt, hier wird doch geschossen!"

Da spritzte es auch schon wieder dicht neben mir auf. Im Nu wandte sich alles dem Ufer zu. Über spitze Steine und schneidendes Ufergras rannten wir, so schnell wie möglich, zum schützenden Ufergebüsch. Jetzt hörten wir es auch deutlich pfeifen. Die Schüsse kamen vom anderen Oderufer. Zu sehen war nichts. Still und friedlich lag das Ufer da. Aber irgendwo da drüben mußte ein vorgeschobener feindlicher Posten liegen, der unser Wettschwimmen beobachtet und uns als Zielscheibe benutzt hatte. Einer der Kameraden blutete auf dem Rücken. Ein langer, roter Streifen zog sich von der Schulter nach unten. Es war nur ein Streifschuß. Widerstand war zwecklos. Es war nichts zu sehen, außerdem hatten wir keine Waffen bei uns. Gedeckt durch das Ufergebüsch ging es im Laufschritt auf Krappitz zu. Schlageter war

nicht wenig erschrocken, als wir ihm Meldung machten. Das Baden wurde sofort auf die Gegend um die Brücke beschränkt.

Über Mittag wurde marschiert. Verstaubt und verschwitzt trafen wir in Dobrau ein. Die Bewohner des Dorfes begrüßten uns herzlich. Wir Ordonnanzen bezogen unser früheres Quartier im Schloß. Mit Behagen saßen wir am Abend wieder am weißgedeckten Tisch im Schloßpark und vertilgten unvorstellbare Mengen von belegten Broten. Es ist erstaunlich, wie sehr man Errungenschaften der Kultur zu schätzen lernt, wenn man sie eine Zeitlang vermissen muß.

19. Mai.

Heute Morgen marschierte in Dobrau ein Bataillon württembergischer Studenten ein. Es war das Selbstschutzbataillon Rupp. Da alle Privatquartiere im Dorf schon durch die Kompanie Schlageter belegt waren, wurden die Studenten in zwei großen Scheunen auf Stroh untergebracht. Es waren feine Kerls, die sich sehr bald mit uns anfreundeten. Viele von ihnen waren während des Krieges Offizier gewesen, taten jetzt aber als einfache Freiwillige Dienst. Fast alle trugen noch ihre Felduniform, aber ohne ihre früheren Dienstgradabzeichen, darüber das Band ihrer studentischen Verbindung. Manche hatten Lauten mit, und an allen Ecken und Enden des Dorfes wurde gesungen.

Sie erzählten von den großen Schwierigkeiten, die sie gehabt hatten, um nach Oberschlesien zu kommen. Sie mußten hinter Stuttgart einzeln auf verschiedenen Zwischenstationen einsteigen und sich im Zuge sammeln.

Die Waffen wurden, in großen Koffern und Kisten verpackt, als Passagiergut aufgegeben. In jedem Abteil des Zuges saßen ein paar Freiwillige im betonten Zivilanzug zwischen den übrigen Reisenden.

In Dresden hätte es bald einen schweren Zusammenstoß gegeben. Auf dem Bahnsteig erschienen Vertreter der Dresdener Arbeiterschaft. Sie verlangten die Entfernung aller „verdächtigen" Personen aus dem Zuge. Sie hätten den dringenden Verdacht, daß „reaktionäres Gesindel" mit dem Zuge nach Oberschlesien wollte, um „polnische Genossen zu terrorisieren." Der Bahnhof wurde von Schutzpolizei besetzt. Ein paar Arbeiter machten Miene, die Lokomotive abzukoppeln.

Plötzlich liefen ein paar Studenten am Zuge entlang. Ehe die rote Arbeitervertretung sich noch recht besonnen hatte, standen schon auf dem Bahnsteig und neben der Maschine ein paar Maschinengewehre, fertig zum Schuß. Eine lähmende Stille legte sich über den Bahnhof. An der Sperre erschien ein würdiger Herr mit Klemmer. Er stellte sich beiden Parteien als Vertreter der sächsischen Regierung vor. Er versuchte auf die Studenten einzuwirken. Es war aussichtslos. Er verhandelte mit den Arbeitern, endlos.

Der Führer der Studenten trat vor.

„Wenn wir nicht in fünf Minuten abfahren, besetzen wir die Lokomotive und fahren los! Die sächsische Regierung trägt dann die volle Verantwortung für alles, was geschieht!"

Man wurde bleich und verhandelte weiter. Als die fünf Minuten um waren, wurde die Ausfahrt für den Zug freigegeben.

Je näher die Studenten dem Kampfgebiet kamen, um so mehr Verständnis brachte man ihnen entgegen. In Breslau wurden sie feierlich empfangen. Sie konnten ihre Tarnung ablegen und in Brieg als geschlossene Formation zur vorläufigen Unterbringung in das Barackenlager auf dem Flugplatz marschieren.

Die Kameraden fluchten nicht schlecht, als sie die Schwierigkeiten hörten, die der Verteidigung Oberschlesiens durch die sächsischen Behörden gemacht wurden. Einige wünschten sehr deutlich den Sachsen ein paar Monate Besatzung durch die polnischen Insurgenten. Wir konnten uns diese Einstellung deutscher Behörden kaum vorstellen.

IV. Kapitel.

Sturm auf den Annaberg

20. Mai.

Es ließ sich jetzt kaum mehr verheimlichen, daß eine große Aktion bevorstand. Neue Munition wurde ausgegeben. Für 6 Uhr abends war Alarmbereitschaft angesetzt worden. Neuer Ersatz traf ein, darunter etwa dreißig Förster, die von dem Baron von Thiele-Winkler geführt wurden. Sie hatten alle den Ausbruch des Aufstandes in den von den Polen besetzten Gebieten miterlebt, und sich einzeln auf Schleichwegen durch die polnische Front durchgeschlagen. Es war ein Scharfschützenzug, wie wir ihn nicht besser wünschen konnten.

Am Nachmittag mußte ich mit dem Bataillonsstab nach Krappitz. In der Stadt wimmelte es von neuen Truppen. Das Freikorps Oberland war hier untergebracht. Auf den Straßen hörte man mehr bayrisch als oberschlesisch sprechen. Sämtliche Wirtschaften am Marktplatz waren überfüllt. Überall wurde von einer großen Offensive gesprochen, aber niemand wußte Näheres.

Im Schloß fand eine große Besprechung statt. Eine lange Reihe von Autos war aufgefahren. Im Schloßhof standen Ordonnanzen aller möglichen Formationen, von denen ich noch nie etwas gehört hatte. Als sie erfuhren,

daß Klaus und ich schon an der Front gewesen waren, wurden wir sofort von einem Kreis umringt. Eine Flut von Fragen stürzte auf uns ein. Wir erzählten stolz von unseren Kämpfen und fühlten uns dabei ganz als alte Krieger. Aus allen Gegenden Deutschlands stammten die Formationen. Bayern, Sachsen, Württemberger, Westfalen, Hanseaten und Berliner. Wir hatten oft Mühe, die Leute richtig zu verstehen. Besonders was die Bayern uns erzählten, mußte uns hin und wieder ins Oberschlesische übersetzt werden. Das einzige, was sie bisher vom oberschlesischen Dialekt gelernt hatte, war das Wort „pierunie", das aber in bayrischer Aussprache recht eigenartig klang.

Im Schloß lag ein großes Lazarett. Ich hielt eine der Schwestern an, die über den Schloßhof eilten.

„Liegen noch Verwundete von der Sturmabteilung Heinz im Schloß?", fragte ich sie.

„Oben im großen Saal liegen noch ein paar. Wenden Sie sich an Schwester Anna."

Ich stieg eine große Freitreppe empor. Es roch nach Karbol und allen möglichen Desinfektionsmitteln. Schwestern liefen hin und her, dazwischen ein Arzt im weißen Kittel. Eine Schwester fragte mich nach meinem Ziel. Sie führte mich in den großen Saal.

Ich konnte mich eines leichten Schauers nicht erwehren, als ich die lange Reihe der schneeweiß bezogenen Betten sah. Aus vielen sahen abgehärmte Gesichter nach der Tür, als ich eintrat. An einem Tisch saßen Leute mit verbundenen Armen und Beinen beim Schach- und Kartenspiel. Einer humpelte an einer Krücke mir entgegen.

„Mensch, Fritz, was macht das Bataillon?"

Ich erkannte einen der Kameraden, der bei Strebinow verwundet worden war. Andere kamen auf mich zu. Herzliche Händedrücke wurden ausgetauscht. Man führte mich zu einem Kameraden, der im Bett lag und von allen am schwersten litt. Er hatte einen Bauchschuß. Es war unbestimmt, ob er die nächsten Tage überstehen würde. Müde hob er die Hand, um mich zu begrüßen. Wir setzten uns zu ihm aufs Bett, und dann mußte ich erzählen. Ich hatte noch ein paar Mark bei mir. Die gab ich einem der leichtverwundeten Kameraden, um dafür Kaffee und Kuchen zu besorgen. Ohne Unterbrechung mußte ich Fragen beantworten und erzählen. Die Leichtverwundeten hofften, bald wieder mitmachen zu können. Ich mußte Grüße an ihre Kameraden mitnehmen. Die Zeit verging so schnell, daß ich ganz erstaunt eine Schwester ansah, die mich freundlich bat, den Besuch abzubrechen, da es bereits 8 Uhr abends sei. Herzlich verabschiedete ich mich von den Kameraden.

Ich wartete wieder auf dem Schloßhof. Gegen 9 Uhr war die Sitzung zu Ende. Ehe der Kommandeur ins Auto stieg, hörte ich, wie er mächtig schimpfte:

„Verdammte Schweinerei! Jetzt wollten die Brüder uns doch tatsächlich den Angriff verbieten, weil sie in Berlin die Hosen voll haben. Aber da wird nichts draus! Ich sollte mich verdammt wundern, wenn wir morgen nicht auf dem Annaberg sitzen."

Noch in Dobrau schien er sich nicht beruhigt zu haben. Mit finsterem Gesicht begab er sich zu den versammelten Kompanie- und Zugführern.

Wir saßen im Park und futterten. Der Feldwebel erzählte uns von seinen Erlebnissen während der Frühjahrsoffensive 1918. Gespannt hörten wir Jungen zu.

„Es war genau so ein Abend wie heute", meinte er, in Gedanken verloren, „als wir gegen Armentières bereitgestellt wurden. Wir saßen im zerschossenen Park eines alten Schlosses und warteten auf die Dunkelheit. Eine rechte Fröhlichkeit wollte nicht aufkommen. Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Es war Vormarschstimmung. Nicht, daß sich einer gefürchtet hätte, aber es paßte so schlecht zusammen, der lebenstrotzende Frühling um uns und der bevorstehende Marsch in die Hölle und das Verderben vor uns. In solchen Monaten war es besonders schwer, in den Tod zu gehen. — Wer von uns weiß, wer morgen noch leben wird?"

Es wurde auffallend ruhig an unserm Tisch.

„Ach was, zum Teufel, Jungs!" fuhr er plötzlich aus seinen Gedanken auf. „Wir wollen uns das Leben nicht schwer machen. Es trifft nur, wen es treffen soll! Das ist Schicksal. Morgen Abend feiern wir jedenfalls auf dem Annaberg!"

Wir Jungen stimmten ihm freudig zu.

Um 11 Uhr abends war das Bataillon auf dem Marsch zur Front. Muntere Lieder schallten durch die warme Maiennacht. Neben der Kolonne marschierten noch lange Zeit Einwohner von Dobrau mit. Besonders die Mädchen schienen sich sehr eng mit unseren Kameraden angefreundet zu haben. Sie konnten sich von den Kompanien kaum trennen. In den Dörfern, durch die wir kamen, standen die Einwohner vor den Häusern, reichten uns Erfrischungen und winkten uns zu.

Kurz nach Mitternacht marschierten wir in Krappitz ein. Der Markt war dichtgedrängt voll Menschen.

Das bleiche Licht der Bogenlampen beleuchtete gespenstisch die bereitstehenden Formationen. Aus den

offenen Türen und Fenstern der Wirtschaften scholl Gesang. Offiziere und Freiwillige standen in dichter Mauer an der schmalen, für den Durchmarsch freigehaltenen Gasse und musterten kritisch unseren Vorbeimarsch. Hin und wieder wurde ein bekanntes Gesicht durch Zurufe stürmisch begrüßt. Alle Mundarten der deutschen Sprache schallten durcheinander.

Das Bataillon hatte die Spitze der anmarschierenden Formationen übernommen. Hinter uns schloß sich Kolonne um Kolonne an. Ein endloser Heerwurm kroch über die Oderbrücke auf Gogolin zu. Ahnte der Pole, was hier gegen ihn im Anmarsch war?

An der Brücke wurde das Singen verboten, jede laute Unterhaltung untersagt. Man hörte nur noch die Schritte der benagelten Stiefel auf dem holprigen Pflaster, das Klingen der Pferdehufe und das Rattern der Wagen.

In Karlubitz schwenkte das Bataillon von der Straße nach Gogolin links ab.

Die Kolonne hielt bei den letzten Häusern des Ortes. Flüsternd wurden Befehle durchgegeben.

„Maschinengewehre fertigmachen!"

„Laden und sichern!"

„Zigaretten aus!"

„Kompanie- und Zugführer nach vorn!"

In einem Hofeingang stand der Kommandeur und sprach leise mit den Kompanieführern.

Vom Annaberg her dämmerte der Morgen. Es war kühl, und stellenweise bedeckte dichter Bodennebel die Felder.

Wir Ordonnanzen hatten unsere Räder an eine Mauer gelehnt und kauerten auf ein paar Steinstufen.

Es wurde kaum gesprochen. Jeder war mit sich selber beschäftigt. Klaus knipste eine Taschenlampe an und studierte die kleine Karte, die wir für den Angriff empfangen hatten. Nach der Feindseite zu deckte er den Schein mit der Mütze ab.

„Ich verstehe gar nicht, was wir hier wollen", meinte er. „Wir sind hier gerade auf der entgegengesetzten Seite vom Annaberg. Wenn wir diesen Weg weitergehen, kommen wir nach Oppeln, aber nicht nach dem Annaberg."

„Kümmere dich nicht darum", antwortete ihm Hans. „Unser Alter wird schon wissen, was wir tun müssen. Er kann uns nicht vorher Geographieunterricht geben."

Eine Gruppe der Radfahrkompanie fuhr an uns feindwärts vorüber.

Leutnant Jürgens erschien neben mir.

„Fritz, folgen Sie dieser Gruppe in Sichtweite. Halten Sie Verbindung zur ersten Kompanie, die hinter Ihnen folgen wird!"

Ich sprang auf das Rad und fuhr los.

Noch war alles totenstill. Ganz leise knirschten die Räder auf dem sandigen Wege. Beim Umblicken sah ich, wie weitere Gruppen der Radfahrkompanie folgten. Der Weg erreichte die Landstraße von Gogolin nach Groß-Stein. Wir konnten nicht mehr weit von den polnischen Stellungen entfernt sein. Plötzlich peitschte ein Schuß durch die Morgenstille. Im Nu lag die Gruppe vor mir im Straßengraben. Drei, vier Schüsse antworteten. Mit einem Satz war ich in Deckung. Surrend drehte sich das Hinterrad meines umgestürzten Fahrrades weiter. Was war los? Waren wir auf eine feindliche, vorgeschobene Patrouille gestoßen? Wo war der Feind überhaupt? Neben mir warfen sich andere Radfahrer nieder. Ge-

spannt beobachteten alle zum Waldrande hinüber. Plötzlich sah ich drüben jemand winken. Das konnte doch unmöglich der Feind sein. Halblaut wurde von der Spitze zurückgerufen:

„Nicht mehr schießen! Das muß eine deutsche Patrouille sein!"

Langsam kamen über das Feld zwei Leute. Als sie die Straße erreichten, waren sie sofort umringt. Aufgeregt wurde geschimpft. Es war eine Patrouille des linken Nachbarbataillons, des Selbstschutzbataillons Graf Strachwitz. Sie hatten unsere Radfahrer für Polen gehalten und geschossen. Sie wurden nicht gerade sehr sanft belehrt und nach rückwärts abgeschoben.

Die Spitze setzte sich wieder in Bewegung. Wald nahm uns auf. An einem Straßenknie bog die Spitze vom Wege ab. Bald lichteten sich die Bäume. Vor uns dehnte sich eine weite, abgeholzte Fläche. Scharf hob sich gegen den heller werdenden Himmel eine bewaldete Höhe ab. Der Karte nach konnte das nur die Sprentschützer Höhe sein, die bereits im Rücken der polnischen Stellungen lag.

Die Spitze hielt. Der Bataillonsstab kam nach vorn. Die Offiziere beobachteten angestrengt mit Ferngläsern den Waldrand am Fuße der Höhe.

Aus dem Walde hinter uns tauchte, zu einer langen Schützenlinie entwickelt, die 3. Kompanie auf. „Hals- und Beinbruch!" riefen wir den nächsten bei uns vorgehenden Kameraden zu, die lachend antworteten. Der lange Kompanieführer trat als erster aus dem Wald heraus auf die freie Fläche. Mit ausgebreiteten Armen zeigte er die Front der Schützenlinie nach der Sprentschützer Höhe zu an. Das war also das erste Angriffsziel. Weiter

rechts konnte ich in einer niedrigen Schonung Leute der 2. Kompanie erkennen.

Unter halblauten Rufen gingen die Kompanien vor. Alles war auf das Äußerste gespannt. Vor uns fiel noch kein Schuß, während von Gogolin her Gewehrfeuer herüberschallte, das immer stärker wurde. Dort griff jetzt das Freikorps Oberland an. Es war 1,30 Uhr morgens. Die Kompanien hatten etwa die Hälfte der freien Fläche überschritten. Plötzlich peitschte ein Schuß vom Waldrande her. Sekunden später spie der Waldrand Feuer. Der Feind war aufgewacht. Im Augenblick waren die Kompanien verschwunden. Nur hier und da sah man jemand hinter einer niedrigen Deckung, fest an den Erdboden gepreßt, liegen. Schauerlich hallte ein klagender Ruf über die Fläche:

„Sanitäter, Sanitäter — hierher!"

Jetzt sprangen einzelne Leute vorwärts. Ganz unregelmäßig. Überall liefen ein paar eine kurze Strecke und waren dann wieder verschwunden. In die Stämme über uns fegte scharfes Maschinengewehrfeuer. Heulend und pfeifend sausten Querschläger durch die Luft und schlugen mit einem lauten Knack in die Bäume. Sanitäter krochen über die Fläche, dem Schreien nach. Kurz darauf brachten sie jemand in einer Zeltplane angeschleppt. Es war ein Kamerad mit einem schweren Bauchschuß. Der Kommandeur trat an ihn heran, drückte ihm die Hand und suchte ihn zu trösten. Eine eigentümliche gelbe Blässe bedeckte sein Gesicht. Er sagte nur: „Mit mir ist's doch aus."

Der Schwerverwundete wurde nach hinten abtransportiert. Er hat das Lazarett in Krappitz nicht mehr lebend erreicht.

Die 3. Kompanie war inzwischen ganz nahe an den Waldrand herangekommen. Plötzlich sah ich Leute aufspringen. Hurrageschrei hallte über die Fläche, dann verschwand die Linie im Walde. Die feindliche Stellung war gestürmt. Der Kommandeur folgte mit dem Stabe den Kompanien. Am Waldrand empfing uns Wandesleben.

„Der Feind ist in hellen Haufen davongerannt. Ich habe den ersten Zug mit der Verfolgung beauftragt und



Waldkampf

will mit den anderen Zügen geschlossen folgen. Ich schätze, daß wir etwa in einer halben Stunde die Sprentschützer Höhe erstiegen haben. Ich glaube nicht, daß wir vor der Höhe noch auf ernstlichen Widerstand treffen werden."

Der Kommandeur diktierte dem Leutnant Jürgens Befehle. Ich erhielt eine Meldung in die Hand gedrückt.

„Ab zur 2. Kompanie!“

Schlageter hatte ich vorhin rechts angreifen sehen. Ich mußte ihn also erreichen, wenn ich einige hundert Meter dem Waldrande folgte und dann in Richtung auf die Sprentschützer Höhe in den Wald eindrang. Die ganze Gegend schien jetzt von Maschinengewehr- und Schützenfeuer zu dröhnen. An allen Stellen der Front war der Angriff in vollem Gange. Das Fahrrad konnte ich wegen der starken Bodenunebenheiten nicht benutzen. Ich schob es. Mit Spannung blickte ich in die verlassenen polnischen Schützenlöcher. Hin und wieder lehnte darin ein Toter, an anderer Stelle zogen sich Blutspuren durch den Wald. Unsere Leute hatten gut geschossen.

Vor einer kleinen Höhe traf ich auf eine besonders gut ausgebaute Stellung. Neben einem Berg abgeschossener Patronenhülsen lagen vier Tote. Ein ausgetretener Weg führte nach rückwärts. Als ich ihm folgte, traf ich nach wenigen Metern auf einen weiteren Toten. Es war, der Kleidung nach zu urteilen, ein Offizier. Neben ihm lag ein schweres Maschinengewehr, das er hatte retten wollen.

Zwischen den Büschen lugte ein Dach hervor. Ich fand ein roh gezimmertes Blockhaus. Es war anscheinend die Unterkunft der Maschinengewehrbedienung. Die Polen waren in wilder Hast geflüchtet, denn in der Hütte lag alles wild durcheinander. Auf dem Tisch stand noch warmer Kaffee, dazu Brot und Wurst. In einer Ecke sah ich einen kleinen Tisch mit Schriftstücken und Karten bedeckt. Das war anscheinend der Arbeitsplatz des Offiziers. Die Karten waren sicher durch unseren heutigen Vormarsch wertlos geworden, aber ich nahm an, daß sie trotzdem für das Bataillon von Wert sein könnten. Ich stopfte mir also die Papiere in meine Taschen. Dann trank ich

ein paar Töpfe Kaffee und nahm mir einen Kanten Brot und Wurst mit. Kauend lief ich weiter.

Von der 2. Kompanie war nichts zu sehen. Von irgend woher kam lautes Stöhnen. Als ich halblaut rief, wurde mir aus einer Fichtendickung deutsch geantwortet:

„Hierher, Kamerad!"

Es war ein Verwundeter der 2. Kompanie, der mit einem Oberschenkelschuß an einem Baum lehnte. Ich versprach ihm, Sanitäter zu schicken. Er konnte mir Auskunft über die Kompanie geben.

Schlageter hatte nach dem Angriff hier am Waldrand seine Kompanie zusammengezogen. Der Verwundete hatte gehört, wie Schlageter zu den Zugführern sagte, er wolle durch eine Lücke der polnischen Front, die er auf seinem rechten Flügel bemerkt habe, vorrücken. Er hatte dabei den Ort Sprentschütz nennen hören. Schlageter hatte dem Verwundeten Hilfe zugesagt und war dann mit der Kompanie feindwärts marschiert.

Das war ja heiter: Schlageter saß demnach wahrscheinlich mit seiner Kompanie hinter der polnischen Front, und ich mußte zu ihm! Auf meiner Karte stellte ich fest, daß dieser Ort einige Kilometer hinter der Sprentschützer Höhe lag. Ich mußte also versuchen, mich dorthin durchzuschlagen. Auf der Karte sah ich, daß einige hundert Meter weiter rechts eine Schneise durch den Wald führte, die wollte ich benutzen.

Als ich herankam, merkte ich, daß von der Schneise auf Gogolin zu der Wald nur noch aus einer ganz niedrigen Schonung bestand. Am Horizont hoben sich die Kalköfen von Gogolin gegen den Himmel ab. Dort war noch vor einigen Stunden die polnische Front gewesen. In der Schonung ging eine Schützenlinie vor. Das mußte

unsere 4. Kompanie sein. Wie in einem Panorama lag der Angriff vor mir. Es war zu weit, um mich mit ihnen verständigen zu können. Vom Annaberg her dröhnte Geschützdonner. Plötzlich sprang mitten in der Schützenlinie eine schwarze Qualmwolke auf. Dichter Rauch wälzte sich über die Felder und verdeckte stellenweise die Angreifer. Vom Feind war nichts zu sehen.

Ich riß mich von dem spannenden Bild los. So schnell wie möglich fuhr ich auf einem schmalen Fußweg ins Unbekannte hinein. Links von mir sah ich über den Baumspitzen die Sprentschützer Höhe aufragen. Dort wurde noch geschossen. Fast lautlos fuhr ich dahin. Auf dem nadelbedeckten Waldboden war mein Rad kaum zu hören, nur hin und wieder knackte ein Zweig, über den ich fuhr. Der Wald wurde dichter. Ich war mutterseelenallein. Gedämpft drang aus der Ferne Kampflärm herüber.

Plötzlich schien es mir, als hörte ich von rechts Stimmengewirr. Erschrocken hielt ich an und stieg ab. Deutlich waren Stimmen zu hören. Leute kamen von Gogolin her! Das konnten doch nur flüchtende Polen sein! Was sollte ich als einzelner gegen sie unternehmen? Vor mir lag eine dichte Fichtenschonung. Im Laufschritt rannte ich darauf zu, schob mein Rad möglichst tief hinein und legte mich so auf den Boden, daß ich die Schneise übersehen konnte. Kurz darauf trat ein Haufen Leute auf die Schneise. Es mochten fünfzig oder sechzig Mann sein. Rot-weiße Armbinden zeigten, daß es polnische Aufständische waren. Aufgeregt sprachen sie miteinander. Sie schienen unschlüssig zu sein, wohin sie sich wenden sollten. Einer, der aussah wie ein Gutsinspektor, schien der Anführer zu sein. Er beschimpfte einige Leute ohne Waffen. Sie hatten ihre Gewehre anscheinend weggeworfen.

Mehrere von ihnen hatten blutige Verbände an Armen und Köpfen. Einer wurde getragen.

Der Führer verlangte energisch Ruhe. Sie horchten angestrengt nach allen Seiten. Auf der Sprentschützer Höhe war es jetzt still geworden. Der Weg dorthin schien ihnen am sichersten zu sein. Nicht weit von mir schlugen sie sich in das Dickicht.

Ich lauschte gespannt, bis sich das Stimmengewirr verlief, erst dann zog ich vorsichtig mein Rad aus der Dickung und fuhr so schnell wie möglich davon. Von Zeit zu Zeit hielt ich an, um zu lauschen. Ich wollte ähnliche Überraschungen, wie ich sie eben erleben konnte, vermeiden. Allmählich wurde der Wald lichter. Durch die hohen Stämme konnte ich den Annaberg erkennen. Eine Baumreihe, die sich am Fuße eines Steilabhanges hinzog, konnte der Karte nach nur die Straße von Gogolin nach Groß-Strehlitz sein. Jetzt mußte ich mich nach links halten.

Plötzlich wurde ich angerufen: „Halt!" Erschrocken hielt ich an, sah aber zunächst keinen Menschen. Dann stand jemand etwa dreißig Meter vor mir aus einem Erdloch auf. Es war eine Patrouille der 2. Kompanie. Gott sei Dank, man hatte mich erkannt und nicht geschossen. Lachend wurde ich begrüßt. Ich machte die Patrouille auf den Haufen fliehender Feinde aufmerksam, denen ich begegnet war.

„Du hast überhaupt Schwein gehabt, daß du heil zu uns durchgekommen bist", meinte der Patrouillenführer. „Der Wald wimmelt von Polen. Von allen Richtungen kommen sie gelaufen, wie die Hasen in der Treibjagd. Da drüben liegt schon eine ganze Menge. Wenn sie von uns Feuer kriegen, stutzen sie erschrocken, schlagen einen Haken und verschwinden im Dickicht. – Du bringst Meldungen?

Der Oberleutnant liegt mit der Kompanie da hinten im Dorf. Sag' ihm, wo wir liegen."

So schnell ich fahren konnte, überquerte ich das freie Feld zwischen dem Waldrande und dem Dorf. Hinter einer Scheune stand Schlageter. Ich übergab ihm meine Meldung. Er las sie durch, dann sagte er:

„Ist schon überholt. Das Bataillon hat bereits Meldung, daß wir den Ort besetzt haben, und daß die anderen Kompanien die Polen gegen unsere Stellung treiben sollen. Du bleibst vorläufig hier, bis das Bataillon heran ist. Halte dich dort hinter dem Hause gedeckt auf, bis ich dich heranrufe!"

Von meinem Platz aus konnte ich einen Teil des Dorfrandes übersehen. Hinter Mauern und Erdhaufen gut gedeckt, lagen Schützen und Maschinengewehre. Kein Mensch rührte sich. Das Dorf lag da wie ausgestorben. Schlageter beobachtete ohne Unterbrechung den Waldrand durch sein Glas. Hin und wieder fielen im Walde Schüsse, sonst war nichts zu sehen. Die Sonne brütete. Der Gefechtslärm von Gogolin her schien näher zu kommen. Schlageter beobachtete plötzlich angestrengt nach einer bestimmten Stelle hin. Es war mir, als wenn ich von dort Rufe hörte. Zwischen den Stämmen tauchten nun ein paar Leute auf. Vorsichtig traten sie ins Freie. Sie beobachteten nach dem Dorfe zu, dann blickten sie in Richtung auf den Annaberg und auf Gogolin. Nichts rührte sich im Dorf. Alles hielt den Atem an. Die Leute winkten nach rückwärts. Wenig später quoll eine Menschenmasse aus dem Walde heraus. Es mochten zwei- oder dreihundert Leute sein. Ohne jede Ordnung fluteten sie über das Feld auf das Dorf zu. Schlageter beobachtete sie. Ich sah, wie er warnend den Arm hob.

Rechts und links waren fragende Gesichter auf ihn gerichtet. Schlageter bemerkte es. Halblaut rief er seinem Nebenmann zu:

„Durchsagen! Keiner schießt, ehe ich das Signal gegeben habe!"

Die Aufständischen kamen näher. Deutlich konnte man lautes Rufen hören. Die Spannung war auf das Äußerste gestiegen. Schlageter griff zum Gewehr. Jetzt waren die Feinde auf kaum vierzig Meter heran. Ruhig legte er an. Plötzlich peitschte ein Schuß durch die Stille. Im selben Augenblick schien sich das Dorf in einen feuerspeienden Berg zu verwandeln. Die Maschinengewehre heulten auf, Schützenfeuer prasselte dazwischen, die Feinde warfen sich nieder. Wüstes Geschrei klang von ihnen herüber. Ein paar sprangen auf und wollten seitlich weglaufen. Wie die Hasen versuchten sie Haken zu schlagen, kamen aber nicht weit. Schon nach wenigen hundert Meter stürzten sie zusammen.

Wieder war alles ruhig. Nur hin und wieder stöhnte es vor uns, und irgend jemand rief in polnischer Sprache um Hilfe.

Von neuem tauchten drüben am Waldrand ein paar Leute auf. Vorsichtig traten sie aus dem Gehölz heraus und beobachteten. Schlageter sah angestrengt durch sein Glas. Plötzlich rief er:

„Halt! Nicht schießen! Das sind unsere Leute!"

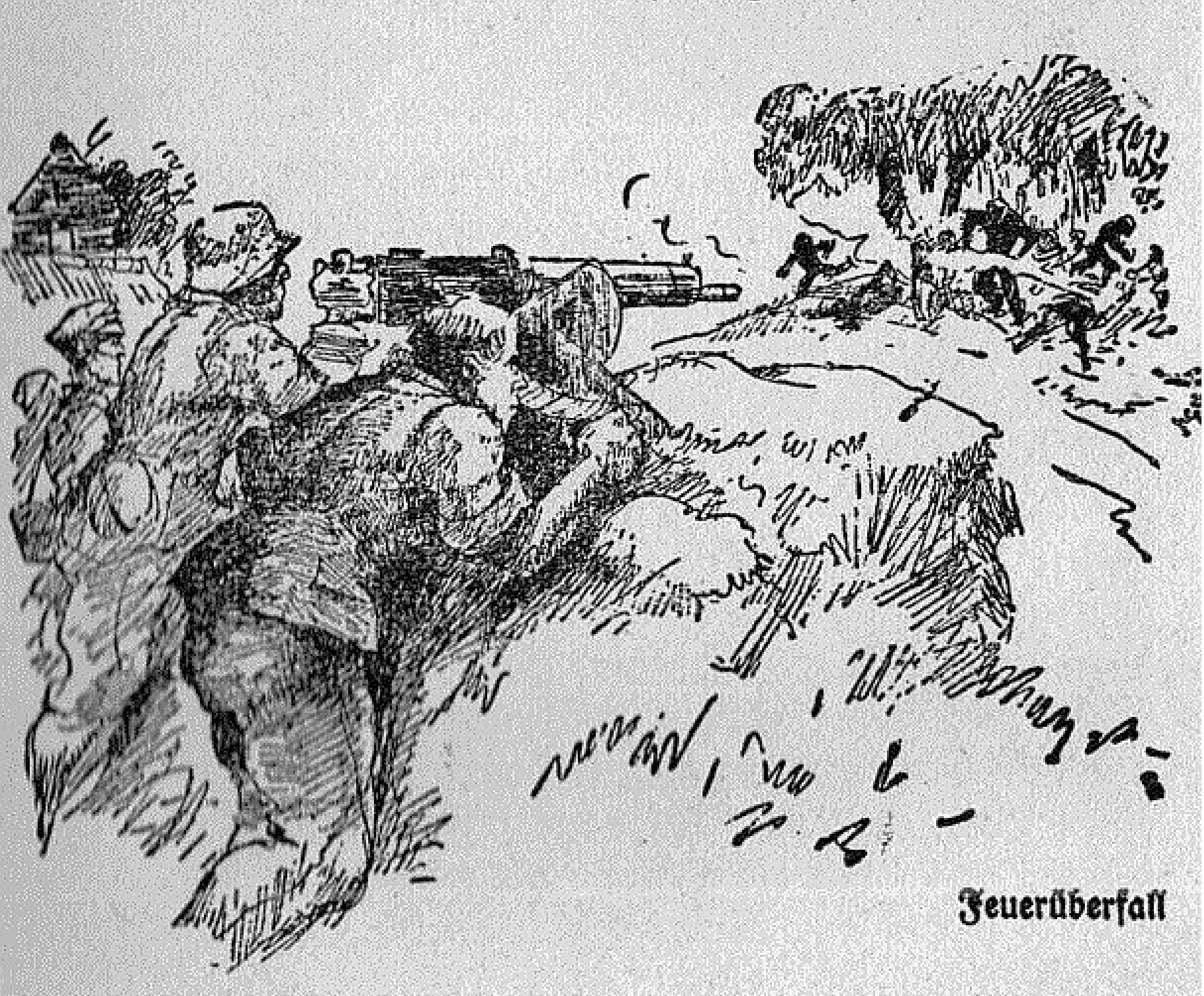
Es waren Späher der 3. Kompanie. Einer von Schlageters Leuten schwenkte eine große schwarz-weiß-rote Fahne. Von drüben wurde gewinkt. Man hatte uns erkannt. Kurz darauf zog sich die 3. Kompanie in Gruppenkolonne aus dem Walde heraus auf das Dorf zu.

Ich lief ihnen entgegen. Grauenhaft sah es auf dem Feld vor uns aus. Ganze Gruppen von Aufständischen lagen zusammengeschossen nebeneinander. Die Verteidiger der Sprentschützer Höhe waren nahezu vernichtet. Nur hin und wieder richtete sich einer halb auf und rief mir irgend etwas im gebrochenen Deutsch zu. Ich konnte mich nicht um sie kümmern. Vom Dorf her eilten Sanitäter auf das Feld und versuchten zu helfen. Schlageter kam Wandesleben ein Stück entgegen. Beide drückten sich die Hand. Sie sprachen noch miteinander, als plötzlich vom Dorf her ein Freiwilliger gerannt kam. Schon von weitem rief er keuchend:

„Herr Oberleutnant, kommen Sie doch schnell nach der anderen Seite! Auf der Straße von Gogolin her rennen große Massen von Leuten, und Wagen, die dicht besetzt sind, galoppieren vorbei. Das müssen Aufständische sein!" Schlageter und Wandesleben rannten nach dem Dorf zurück, ich hinterher. Am Ausgang nach dem Annaberg zu beobachteten sie. Drei- bis vierhundert Meter vom Dorfeingang entfernt, lag an einem Steilabhang ein kleines Dorf. Das mußte der Karte nach Niederellguth sein. Dicht davor führte eine große Straße vorbei. Mehrere hundert Leute rannten darauf in vielen kleinen Gruppen in Richtung auf Groß-Strehlitz. Deutlich war von Gogolin her heftiges Maschinengewehrfeuer zu hören. Schlageter legte seinen Feldstecher aus der Hand und nickte zu Wandesleben hin:

„Das sind Aufständische, die das Bataillon Ostreicher von Gogolin vor sich hertreibt. Den Brüdern werden wir das Laufen noch besser beibringen. Die Zugführer her!"

Gleich darauf standen sie um ihn. Er erläuterte ihnen ganz kurz die Lage, gab einige Befehle, dann rannten sie los. Wenige Minuten später hasteten die Züge der beiden Kompanien heran. Im Nu lagen sie in Deckung. Die Maschinengewehre wurden auf freiem Felde in Stellung gebracht. Es waren noch keine fünf Minuten vergangen, als etwa zehn schwere Maschinengewehre losratterten.



Feuerüberfall

Auf der Straße schien im Augenblick jede Bewegung zu erstarren. Dann sank alles in sich zusammen und war verschwunden. Auf der Straße lagen viele schwarze Flecken, das waren Tote und Verwundete. Die anderen hatten im Straßengraben Deckung genommen. An einem großen Erntewagen, der vollbesetzt auf der Straße dahergerast kam, stiegen die Pferde hoch, überschlugen sich und

stürzten den Wagen um. Ein paar Leute liefen den Steilhang des Annabergs hinauf. Sie kamen aber nicht weit. Auf halber Höhe brachen sie zusammen und rollten den Berg hinunter. Von den Polen drüben im Straßengraben wurde geschossen; aber es war ein zerfahrenes Feuer, ohne jede Wirkung. Man merkte ordentlich, wie den Schützen noch der Schreck in den Gliedern steckte.

Von Gogolin her tauchte eine Schützenkette auf. Das war das Bataillon Östreicher. Neben mir rief jemand:

„Fritz, lauf rüber zum Bataillon Östreicher und melde, daß wir hier liegen und die Brüder in der Flanke gefaßt haben!"

Ich schwang mich aufs Rad und fuhr trotz des Feuers in schärfstem Tempo querfeldein. Am Vorderrad klirrte es. Irgend etwas war nicht in Ordnung. Ich stieg ab und legte mich hinter einen Steinhaufen. Zwei Speichen waren zerschossen. Sie auszubauen würde zu lange dauern. Spiralförmig drehte ich sie um andere Speichen, dann sprang ich wieder aufs Rad. Ich hatte mir eine schwarz-weiß-rote Fahne mitgenommen, die ich immer vor mir herschwenkte, damit die Bayern mich nicht für einen Polen hielten. Ein paar Schüsse pfiffen mir verdammt scharf um die Ohren, dann wurde es ruhig. Ich fuhr in schnellstem Tempo direkt auf die Schützenlinie zu.

Ein bayrischer Offizier stand plötzlich vor mir.

„Wo kommst du denn her?", rief er mich nicht sehr freundlich an.

„Ich bringe Meldung von der Sturmabteilung Heinz. Zwei Kompanien liegen hier im rechten Winkel zu Ihrer Front vor Ihnen. Wir haben die Polen in der Flanke gefaßt."

„Was, der Heinz, der Saubatzi, ist schon da vorn? Wie kommt ihr denn dorthin?“

„Aber die Sprentschützer Höhe da drüben. – Wo ist Hauptmann Östreicher? Ich soll ihm eine Meldung überbringen.“

„Der Östreicher ist dort hinten an der Straße.“

So schnell es ging, fuhr ich auf einem holprigen Feldweg der Straße zu. Es wurde kaum noch geschossen. An einem Gasthof hielten ein paar Reiter. Das war sicher Hauptmann Östreicher. Ich sprang vom Rade und überbrachte ihm meine Meldung. Er war erst etwas verwundert, als er hörte, daß das Bataillon bereits vor ihm liege, dann aber gab er sofort seine Befehle. Ordonnanzen sausten los. Bald darauf erhoben sich die Schützenlinien von neuem. Im Sturmschritt ging es vorwärts. Auch unsere Leute griffen an. Ich konnte sehen, wie sich von Sprentschütz her unsere Linie immer näher an die Straße heranarbeitete.

Plötzlich schlug rasendes Maschinengewehrfeuer in die Linie der Bayern. Es kam vom Steilhang des Steinberges herunter. Das war einer der Vorberge des Annaberges, der sich über dem Ort Niederellguth erhob. Dort mußten neue polnische Formationen in Stellung gegangen sein. Die Bayern waren nicht zu halten. Ohne jede Rücksicht auf das Feuer stürmten sie vorwärts. Ich fuhr mit meinem Rade hinter dem Hauptmann Östreicher her, der mit seinem Adjutanten in die Schützenlinie vorgaloppierte. Der Fuß des Steilhanges war erreicht. Von oben her fegte Maschinengewehrfeuer herunter. Als ich zurückblickte, sah ich überall auf den Feldern verwundete und tote Bayern liegen. Der Adjutant des Hauptmanns Östreicher stieß plötzlich einen Fluch aus. Sein rechter

Arm hing ihm schlaff nach unten, sein grauer Rock färbte sich schnell blutrot. Ein Sanitäter sprang hinzu und wollte ihn verbinden. Er stieß ihn mit dem gesunden Arm zurück.

„Quatsch, das hat Zeit bis nachher. Jetzt geht es vorwärts!"

Damit gab er seinem Pferd die Sporen und sprengte hinter dem Hauptmann Ostreicher den Steilhang hinauf. Die beiden Reiter waren bereits weit vor der Schützenlinie. Überall wurde Hurra gebrüllt. Ich warf mein Rad am Fuße der Höhe hin und stürmte mit. Hauptmann Ostreicher hatte als erster die Höhe erreicht. Ich sah, wie Polen aufsprangen und er mit gezogenem Revolver zwischen sie ritt. Da waren auch schon die ersten Bayern heran. Mit umgedrehtem Gewehr schlugen sie auf den Feind ein. Andere warfen das Gewehr fort und griffen nach ihren kurzen Messern. Die Polen hielten sich tapfer, aber auf die Dauer konnten sie diesem wilden Ansturm nicht Stand halten. Immer mehr Bayern kamen heran. Da brach der polnische Widerstand zusammen. In hellen Haufen flohen sie über die nackte Kuppe nach einem nahen Walde zu. Die Bayern standen hochaufgerichtet, ohne jede Deckung, und schossen hinter den Polen her, wie auf dem Schießstand.

Ich stand auf der Höhe und konnte mich nicht sattsehen an dem weiten Landschaftsbilde, das unter mir lag. Weit zurück lag Gogolin. Zwischen den Waldstücken der Niederung konnte man im Sonnenlicht die Oder blinken sehen. Ein paar Türme am Horizont zeigten die Lage von Krappitz. Auf der anderen Seite erhob sich die dichtbewaldete Sprentschützer Höhe, die wir vor ein paar Stunden gestürmt hatten. Über uns stieg der Höhenrücken

zum Annaberg hinauf. Die Baumspitzen überragte ein Turm. Das war das Kloster.

Die Schützenlinie der Bayern verschwand im Walde. Ich lief den Hang hinunter zu meinem Fahrrad. Ich kam gerade noch zur rechten Zeit. Eben wollten es ein paar Bayern als Beute beschlagnahmen. Erst nach langer Auseinandersetzung, in die ein Offizier eingriff, konnte ich weiterfahren. Ich sah, wie mir die Bayern mit großem Bedauern wegen des entgangenen „schönen Radl's" nachschauten. – In Niederellguth saß am Straßenrand, neben einer Kapelle, auf einem Stein der Kommandeur. Vor ihm standen Schlageter und Wandesleben. Er ließ sich über den Verlauf des Angriffs der beiden Kompanien berichten. Soweit ich hören konnte, hatte er eben den neuen Angriffsbefehl erhalten. Das Bataillon wartete nur noch auf das Eintreffen der 4. Kompanie. Um 10 Uhr sollte zum Sturm auf Niewke und Oberellguth angetreten werden.

Am Ortseingang stand ein Gasthof. Dort hatte eine feindliche Kompanie gelegen. Es sah wüst darin aus. Alles war zertrümmert und zerschlagen. Ich konnte kaum ein ganzes Glas finden, um dem Kommandeur einen Schluck Wasser zu bringen.

Auf der Straße von Gogolin her kam ein Auto gefahren. Unser Freund, der englische Kreiskontrolloffizier, stieg aus. Sein Gesicht strahlte. Er begrüßte herzlich den Kommandeur und erkundigte sich nach dem Fortschreiten des Angriffs. Auch an uns Jungen wandte er sich in seinem gebrochenen Deutsch und erkundigte sich nach unseren Erlebnissen während des Angriffs.

Von Sprentschütz her kam in langer Kette die 4. Kompanie über die Felder gezogen. Ordonnanzen

brachten Meldungen von der 1. Kompanie, die die Flankendeckung des Angriffs nach Groß-Stein zu übernommen hatte. Die Kompanie hatte im Laufe des Morgens Patrouillenkämpfe mit versprengten polnischen Gruppen bestanden. Die Verluste waren gering.

Die Bewohner des Dorfes sammelten sich um uns. Sie berichteten, heute morgen wäre die bei ihnen liegende Kompanie der Aufständischen plötzlich alarmiert worden. Bauern wurden gezwungen, sie auf Erntewagen nach Gogolin zu fahren. Ein Bauer erzählte:

„Wir sollten die Kompanie bis an die Kalköfen bei Gogolin fahren. Wir hatten gerade Sakrau erreicht, als uns auf der Straße flüchtende Aufständische entgegenkamen. »Die Deutschen kommen, haut ab!«, schrien sie uns schon von weitem entgegen. Der Kompanieführer sprang vom Wagen und wollte die Flüchtenden aufhalten. Sie beschimpften ihn aber und rannten weiter. Er zog seinen Revolver und stellte sich mitten auf die Straße. »Wer an mir vorbeiläuft, wird erschossen!« schrie er. Ein paar zögerten. Einer trat auf ihn zu. »Mach' keinen Unsinn«, sagte er, »du hältst die Deutschen auch nicht auf. Kommt Leute, wir hauen ab!« Der Kompanieführer richtete seinen Revolver auf ihn, da erhielt er von einem anderen, der hinter ihm stand, einen Schlag mit dem Gewehrkolben über den Kopf. Mit einem Röcheln stürzte er nach vorn über. Nun war kein Halten mehr. Auch die Leute, die wir von hier nach vorn gebracht hatten, konnten nicht schnell genug wegkommen. Wir mußten mit der Peitsche auf unsere Pferde einschlagen, um im vollen Galopp zurückzurasen. Hier nahmen sie sich kaum Zeit, ihre Sachen zusammenzuraffen. Kurz, ehe die Deutschen mit ihren Maschinengewehren aus Sprentschütz herüber-

schossen, rückten sie in größter Eile und Unordnung nach Niewke ab."

Mit großer Aufmerksamkeit hörten wir die Erzählungen der Bauern an. Plötzlich nahm mich Klaus beiseite.

„Du, komm mal schnell mit! Ich habe hier im Ort einen Viehhändler aufgetan, der hat gestern abend für die Polen ein Schwein schlachten müssen. Heute früh sollte es Wellfleisch geben. Er ist über unseren Einmarsch so begeistert, daß wir dort kostenlos futtern können."

Für solche Sachen hatte Klaus einen merkwürdigen Riecher. An den unmöglichsten Orten konnte er Verpflegung auftreiben. „Essen ist das halbe Leben", war einer seiner Merksprüche. Aber auch ich spürte nach dem anstrengenden Morgen einen kräftigen Hunger.

In einer niedrigen Bauernstube drängten sich Kameraden der 2. Kompanie. Jeder hatte ein tüchtiges Stück Fleisch in der einen, einen Kanten Brot in der anderen Hand. Auf dem Tisch und den Fensterbrettern lagen Häufchen Salz, in die hin und wieder die Fleischstücke getaucht wurden. Ich zögerte nicht, mir aus einer großen Schüssel ein ordentliches Stück herauszuangeln. Wir waren noch im besten Essen — das Fett mußte am Kinn hin und wieder mit dem nicht mehr ganz sauberen Taschentuch abgewischt werden — als draußen gepfiffen wurde.

„Antreten!"

Jeder griff noch ein Stück Fleisch. Aber wohin damit? Ein paar Zeitungen wurden hervorgeholt, zerrissen, das Fleisch hineingewickelt und in die Hosentaschen gesteckt. Wer konnte wissen, wann es heute wieder etwas zum Futtern gab?

Auf zwei Brotstücke legte ich zwei besonders schöne Stücke Fleisch und lief damit hinaus zur Kapelle an der Straße.

„Haben Herr Kommandeur Appetit auf Wellfleisch?"

„Donnerwetter, Junge, wo hast du das aufgetrieben? Ein ordentliches Frühstück kommt mir wie gerufen. Für wen ist denn das andere Stück?"

„Für Oberleutnant Schlageter, Herr Kommandeur!"

„Na, da bring' es ihm schnell, denn in ein paar Minuten rückt er ab! Ich danke dir schön!"

Schlageter ließ sich nicht lange nötigen. Vor der Front stehend, biß er herzhaft in Fleisch und Brot.

Die Kompanien traten an. Kurz darauf entwickelten sich aus dem Ort heraus die Schützenlinien. Es fiel kaum ein Schuß. Vom Gasthof her konnte ich beobachten, wie die Kompanie Schlageter bis auf wenige hundert Meter an das Dorf Niewke herankam. Dann fielen die ersten Schüsse. Ich sah, wie die Schützen aufsprangen und das Dorf stürmten. Fetzen von Hurrageschrei wehten herüber, dann verschwand die Kompanie im Dorf.

Ich mußte der 3. Kompanie nach Oberellguth folgen. Der Ort schien nicht besetzt zu sein. Wie auf dem Exerzierplatz marschierte die Kompanie weit auseinandergezogen gegen das Dorf. Kein Schuß fiel. Mit dem Kompanieführer erreichte ich den Dorfrand. Ein paar verängstigte Bauern kamen uns entgegen. Sie erzählten:

„Im Dorf lag bis vor einer Stunde eine Kompanie der Aufständischen. Als Flüchtlinge eintrafen, packten sie eilig ihre Sachen und verschwanden nach Annaberg zu."

Das Dorf wurde in Schützenlinie durchschritten. Über Zäune und Mauern, durch Obstgärten ging es weiter.

Wir waren jetzt bereits am Abhang des Annabergs. Von der Höhe herunter konnten wir die weite Ebene bis nach Groß-Strehlitz beobachten. Aus Niewke heraus marschierte in geschlossenem Zuge die Kompanie Schlageter. Sie wurde nicht mehr beschossen. Wie auf einer Treibjagd zog unsere Schützenlinie ganz offen durch die Felder in Richtung auf Wyssoka zu. Kein Schuß fiel. Der Feind



Sturm auf den Annaberg

war verschwunden. Der Ort Wyssoka wurde kampflos besetzt. Patrouillen gingen vorsichtig gegen Kadlubietz vor. Sie fanden keinen Widerstand. Die Bauern erzählten, daß vor einer Stunde einige hundert Aufständische in völliger Auflösung durch den Ort gekommen wären. Sie seien in Richtung Groß-Strehlitz davongelaufen.

Am Ortsausgang hielten die Kompanien. Eine Gruppe Radfahrer wurde vorausgeschickt. Ich mußte wieder in Sichtabstand als Verbindungsmann folgen.

Steil ging der Weg bergauf. Wir mußten unsere Räder schieben. Vom Kloster Annaberg herüber hallte heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Von Groß-Strehlitz her dröhnten ein paar Abschüsse, als wenn eine Batterie in den Kampf eingreifen wollte. Plötzlich heulte es über uns und zerbarst mit lautem Krachen in einer Schlucht. Die Polen beschossen den Annaberg. Oder war es etwa eine Waffenhilfe, die die französische Besatzung in Groß-Strehlitz den Aufständischen leistete? Eine neue Lage heulte heran. Nicht weit von uns spritzte Dreck und Qualm auf. Die ganze Spitzengruppe steckte die Nase auf den Erdboden. Es blieb aber alles heil. Im Laufschritt ging es weiter bergauf.

Endlich war die Höhe erreicht. Vor uns dehnte sich, soweit das Auge reichte, die Oderniederung. Der Hang fiel steil vor uns ab. Unter uns lag eine Stadt. Das konnte nur Leschnitz sein. War die Stadt schon vom deutschen Selbstschutz besetzt? Die ganze Oderniederung dröhnte von Gefechtslärm. Auf der Höhe des Klosterberges schlugen Granaten ein. Am Ausgang der Stadt unter uns zeigte sich eine Marschkolonne. War es Freund oder Feind? Sie trugen keine Fahne. Armbinden waren wegen der Entfernung nicht zu erkennen. Eine Patrouille wurde vorgeschickt. Auf halber Höhe schwenkte sie eine schwarz-weiß-rote Fahne. Plötzlich spritzte die Kolonne unter uns auseinander. Schützenfeuer flackerte auf. Also Feinde! Wie stand der Kampf in der Oderniederung? Ich hörte, wie sich der Kommandeur mit Oberleutnant Wandesleben beriet. Seit 10 Uhr hatte er keine Meldung vom Stande des Angriffs erhalten. Jetzt war es 1 Uhr. Leutnant Jürgens schrieb eine Meldung. Ich wurde herangerufen.

„Fahren Sie mit dieser Meldung sofort zum Stabe des Freikorps Oberland. Ich nehme an, daß sich der Kommandeur von Oberland zur Zeit bereits im Kloster oder in seiner nächsten Nähe befindet. Nehmen Sie den Weg über Kadlubietz, da es möglich ist, daß die Schluchten zwischen hier und dem Kloster noch von Polen besetzt sind."

Ich schwang mich aufs Rad, und in sausender Fahrt ging es den Berg hinab. Plötzlich riß mich eine unsichtbare Gewalt zur Seite. Ich sah noch, wie etwas Schwarzes vor mir aufspritzte, dann rollte ich einen grasbewachsenen Abhang hinunter. Für den Augenblick war ich so erschrocken, daß ich mich nicht rühren konnte. Dann tastete ich mich vorsichtig ab. Es war mir nichts geschehen. Nur im Gesicht und an den Händen hatte ich mich mächtig zerschunden. Am Oberschenkel lief mir etwas eigenartig feucht herunter. Ich griff in die Tasche. Gott sei Dank, es war nur mein Wellfleisch, das durch den Sturz etwas heftig ausgepreßt worden war. Auf den Schreck mußte ich entschieden frühstücken. Ich setzte mich an den Hang und in wenigen Minuten waren Fleisch und Brot verdrückt. Dann kletterte ich hinauf. Auf dem Wege lag mein Rad mit verbogener Lenkstange. Etwa zwanzig Schritt weiter rauchte es aus einem tiefen Granattrichter. Ich hatte ein mordsmäßiges Schwein gehabt. Die Granate war nicht weit von mir eingeschlagen, und der Luftdruck hatte mich noch rechtzeitig den Hang hinuntergeworfen. Das Rad war schnell gerichtet. In sausender Fahrt ging es weiter. In Kadlubietz hielt mich Schlageter an, er wollte wissen, wo das Bataillon stand. Mit fliegendem Atem gab ich ihm Auskunft, dann raste ich weiter.

In Wyssoka mußte ich vom Rade steigen. Steil führte die Straße hinauf zur höchsten Erhebung des Annabergs. Vor den Häusern standen Einwohner in erregter Unterhaltung. Sanitäter brachten Verwundete des Korps Oberland getragen. Je höher ich auf den Berg kam, um so mehr Truppen fand ich im Schutz von Häusern und Mauern in Bereitschaft liegen. Bei einem Offizier erkundigte ich mich nach dem Kommandeur des Korps Oberland.

„Der ist oben im Kloster zu finden, das vor einer Viertelstunde genommen wurde."

Keuchend erreichte ich die Spitze des Berges. Der Marktplatz von Annaberg wimmelte von Bayern. Ein Gasthof war als Lazarett eingerichtet worden. Davor standen und lagen eine Menge Selbstschutzleute mit blutigen Verbänden. Ordonnanzen und Offiziere rannten hin und her. Eine Kompanie rückte zu neuem Angriff ab. Auf dem Platz vor dem Kloster stand eine Gruppe von Offizieren. Ich erkundigte mich nach Major Horadam. Ein großer, breitschultriger Offizier wandte sich an mich.

„Ich bin Hauptmann Römer, der Stabschef des Korps. Bringen Sie eine Meldung?"

„Jawohl, vom Sturmbataillon Heinz!"

Ich sah, wie er sehr aufmerksam die Meldung durchlas und sich dann an die anderen Offiziere wandte. Sie sprachen flüsternd untereinander. Dann wurde ein Befehl diktiert, der mir zur schnellsten Erledigung übergeben wurde. Da er mir besonders bemerkenswert erschien, habe ich ihn mir abgeschrieben. Hier ist er:

„Stab Oberland, Kloster Annaberg.

1. Leschnitz zu nehmen, scheint mir von geringer Bedeutung. Der Pole ist überall ausgeschlitzt. Kampf steht nirgends mehr zu erwarten. Leschnitz wird in kurzer Zeit vom Regiment Chappius erreicht sein. Die Sturmabteilung Heinz bleibt vorerst bei Kadlubietz und Poremba stehen. Die Linie über Kadlubietz—Poremba vorzuschieben, ist nicht beabsichtigt.

2. Ich ersuche den Führer der Sturmabteilung Heinz, sich persönlich bei mir in Annaberg einzufinden.

3. Die Sturmabteilung Heinz hat sich heute glänzend geschlagen, meinen besonderen Dank und meine vollste Anerkennung dafür.

a. B. Braeutigam. gez. Horadam."

So schnell wie möglich raste ich den Berg wieder hinunter und schob mein Rad keuchend von Kadlubietz die Schluchten hinauf. Die Kompanien waren in einigen Waldstücken in Deckung gegangen. Die Leute schliefen meist. Der anstrengende Marsch und die durchwachte Nacht machten sich bemerkbar.

Ich übergab meine Meldung. Der Kommandeur ließ für sich und seinen Adjutanten Pferde heranbringen, übergab dem Oberleutnant Wandesleben die Formation und ritt ab. Leutnant Jürgens trat aus einer niedrigen Bauernhütte.

„Fritz, Du mußt schon wieder losfahren. In Niederellguth wartet die Bagage des Bataillons auf Befehle. Die Bagage soll über Niewke nach Kadlubietz vorgezogen werden, die Feldküchen sich bei ihren Kompanien melden."

Ich raste wieder den Berg hinab. Es war jetzt alles still. Das Schießen auf dem Berge hatte aufgehört. In den Dörfern standen die Bauern noch in Gruppen, aufgeregt sprechend, zusammen. Vom Feind war nichts zu sehen.

In Niewke standen zwei Radfahrer der 1. Kompanie vor dem Gasthof und tranken Bier. Sie erzählten, daß sie sich den Morgen über mit feindlichen Patrouillen herumgeschossen hätten. Jetzt sei aber alles ruhig. Ich wies ihnen den Weg zum Bataillon.

Unbarmherzig brannte die Sonne. Ich hatte keinen trockenen Faden mehr am Leibe, als ich in Niederellguth eintraf. An der Kapelle stand ein Trupp Leute des Bataillons, die beratschlagten. Es waren Versprengte, Fußkranke und Burschen mit Pferden. Sie suchten das Bataillon. Ein paar Leichtverwundete saßen neben ihnen, die auf eine günstige Fahrgelegenheit zum Transport nach Krappitz warteten.

Auf der Straße kam ein langer Zug Wagen angefahren. Es war unsere Bagage. Voraus fuhr ein leichter Minenwerfer, den Leutnant Töpfer erbeutet hatte. Ich überbrachte ihm die Meldung des Bataillons. Er ließ die Fußkranken aufsitzen und die Versprengten als Spitze vorausmarschieren. Der Zug setzte sich in Richtung auf Niewke in Bewegung.

Wir hatten gerade die ersten Häuser dieses Ortes erreicht, als uns laut schreiend und winkend die beiden Radfahrer, die ich vor einer halben Stunde in Niewke getroffen hatte, entgegengerannt kamen. Wir stutzten, aber im gleichen Augenblick krachten schon von links ein paar Schüsse, und plötzlich fegte schwerstes Maschinengewehr-

feuer über die Straße und mitten in unsere Kolonne. Mit einem Sprung lag ich im Straßengraben.

Aber mir war der Teufel los. Pferde bäumten auf und brachen zusammen. Ein Fahrer stürzte mit einem röchelnden Schrei vom Bock. Nicht weit von mir sprang ein Pferd mit dem umgestürzten Minenwerfer in den Graben, mitten zwischen einige Kameraden. Zwei oder drei Leute packten an und richteten den Minenwerfer auf. Ein Stoß mit dem Kolben gegen das Pferd brachte es mit einem Satz aus dem Graben. Im schärfsten Galopp raste es auf Wyssoka zu, den torkelnden Minenwerfer hinter sich herschleifend. Auf der Straße und im Graben lagen tote und schwer verwundete Kameraden. Hatte es Zweck, hier länger liegen zu bleiben? Vom Dorf her stürmten Aufständische in hellen Haufen auf unsere Bagage zu. Rund um mich sah ich kaum noch einen lebenden Kameraden.

Mit einem Satz war ich aus dem Graben und lief, was die Lungen hergeben konnten. Um mich hörte ich es pfeifen. Der Feind schoß hinter mir her! Ganz nahe war ich schon einem Kornfeld. Mit einem Hechtsprung schoß ich hinein. Gott sei Dank! Das war noch einmal gut gegangen. Mit fliegendem Atem preßte ich mich auf den Boden. Maschinengewehre ratterten noch immer. Ein Blick nach rückwärts zeigte mir, daß die Polen in Schützenlinie gegen das Getreidefeld vorgingen. Es war höchste Zeit zu verschwinden. Gebückt rannte ich, jede Deckung ausnutzend, querfeldein dem Annaberg zu. Mein schönes Rad war zum Teufel. Wenn es nicht zerschossen im Straßengraben lag, holte es sich bestimmt ein Feind als Beute.

Am Fuße des Annaberges traf ich auf die ersten Kameraden. Es waren Leute der 1. Kompanie. An einem Wegkreuz kauerten ein paar keuchende Gestalten. Es waren Leute unserer Bagage. Also war ich nicht der einzige, der entkommen war. Die Nachricht von dem Überfall hatte alles in größte Aufregung versetzt. Das Bataillon lag noch auf dem Annaberg. Am Fuße des Berges standen nur wenige Radfahrer als Flankensicherung. Eine Panik drohte auszubrechen. Der Bataillonsarzt lief schreiend und jammernd hinter der schnell gebildeten Schützenlinie umher.

„Wir sind abgeschnitten", schrie er, „wir müssen sofort Verstärkung vom Korps Oberland anfordern. Kameraden, es hat alles keinen Zweck. Nehmt eure Waffen und haut ab!"

Er hatte völlig die Nerven verloren. Sein Beispiel wirkte ansteckend. Ein paar Leute wurden unruhig. Sie schimpften, man wolle sie im Stich lassen. Ohne Rücksicht auf die angreifenden Feinde rannten sie umher und beratschlagten mit dem Doktor.

Plötzlich rief jemand dazwischen:

„Was ist hier los? Wer will hier Verstärkung vom Freikorps Oberland?"

Es war der Kommandeur, der von Wyssoka hergesprengt kam. Er beobachtete kurz die vorgehenden Polen.

„Wer hier noch einmal versucht, zu meutern, wird sofort erschossen! Der Doktor wird sofort abgelöst! Jeder gräbt sich hier ein, und wehe, wenn einer noch etwas dagegen sagt! Wenn wir hier nicht standhalten, ist der Erfolg des ganzen Tages gefährdet. Fritz! Lauf sofort nach

Kadlubietz! Oberleutnant Schlageter soll sich bei mir melden. Ich bin hier am Wegkreuz zu erreichen!"

Mit einem Schlag war die Ruhe wieder hergestellt. Jeder lag auf seinem Posten und wartete. Ich lief zu Schlageter. Er stand in Kadlubietz hinter einer Gartenmauer und beobachtete nach Niewke zu.

„Herr Oberleutnant, Sie sollen sich sofort beim Kommandeur melden. Er steht am Wegkreuz vor Wyssoka!"

„Danke, Fritz!"

Ich setzte mich auf einen Haufen Bretter, um zu verschnaufen. Sofort sammelten sich Bauern und Frauen an, die mich unaufhörlich mit Fragen bestürmten. Das wurde mir lästig. Müde wanderte ich zurück zum Wegkreuz. Dort sah ich, wie die Kompanie Schlageter, zur Schützenlinie entwickelt, gegen Niewke vorging. Ich wußte, daß es den Kameraden schwer fiel, jetzt noch zu stürmen. Seit vierundzwanzig Stunden hatten sie nicht geschlafen. Über 40 Kilometer waren wir heute schon marschiert. Jeder war müde zum Umfallen. Aber sie gaben auch noch das Letzte her. Eine Viertelstunde später klang Hurrageschrei zu uns herüber. Niewke war wieder in unserem Besitz!

Im Pfarrgut zu Wyssoka wurde das Stabsquartier eingerichtet. In einem leerstehenden Schafstall richteten wir Ordonnanzen uns „wohnlich" ein. Aus der Scheune wurde Stroh geholt. Wir hatten es noch nicht ganz ausgebreitet, als ich schon schlief.

Eine rauhe Stimme weckte mich.

„Fritz, raus! Meldung an Kompanie Schlageter nach Niewke."

Mit Mühe erhob ich mich. Alle Glieder schienen mir wie zerschlagen. Tagsüber hatte ich das gar nicht bemerkt. Die Hitze des Gefechtes ließ alles vergessen. Jetzt kam die Nachwirkung. Langsam schleppte ich mich auf den Hof. Die Armbanduhr zeigte 11 Uhr. Ich schwang mich auf Klaus's Rad und fuhr los. Es war eine herrliche Frühlingsnacht. Klar funkelte der Sternenhimmel. Kein Schuß fiel. Kein Laut war zu hören. Der Weg ging bergab. Weich legte sich der warme Luftzug beim schnellen Fahren gegen Gesicht und Hände. Vor mir tauchten die Silhouetten einiger Häuser auf.

„Halt, wer da?"

„Ordonnanz vom Bataillon!"

Ein Posten trat aus dem Schatten eines Hauses.

„Der Oberleutnant liegt im Gasthof."

Dort nahm mich ein Posten in Empfang.

„Den Oberleutnant soll ich wecken?" murrte er unwillig. „Schweinerei! Der schläft wie ein Toter! Der hätte es verdient, daß man ihn heute in Ruhe ließe."

„Tut mir leid, aber die Meldung des Bataillons muß ich abgeben!"

Er öffnete die Tür zur Gaststube. Ein erstickender Dunst schlug mir entgegen. Düster schwelte in der Mitte des Raumes ein Kerzenlicht. Rundum lagen dicht nebeneinander Mann an Mann, die Leute der Kompanie.

„Alles schläft hier im Alarmquartier", flüsterte mir der Posten zu, „damit alles zusammen ist, wenn der Pole noch einmal angreift."

Vorsichtig stiegen wir über Beine und Köpfe hinweg. Einem trat ich etwas unvorsichtig gegen das Schienbein.

Ein Tritt und ein unverständliches Brummen war die Antwort.

In einer Ecke lag der Oberleutnant. Vorsichtig rüttelte ihn der Posten an der Schulter. Er rührte sich nicht. Er stieß ihn kräftiger.

„Herr Oberleutnant!", rief er.

Mit einem Ruck saß Schlageter aufrecht.

„Was ist los?" Er blinzelte mit den Augen. Man sah, das er noch nicht ganz munter war.

„Befehl vom Bataillon!"

„Wenn ich meine Leute jetzt wieder herausjagen soll, haue ich das ganze Bataillon zum Teufel! — Was gibt's denn?"

Ich reichte ihm den Befehl. Schwerfällig stieg er über seine Leute hinweg zum Kerzenlicht. Er las.

„Zum Teufel mit der Bagage! Melde beim Bataillon, die Bagage haben wir zurückerobert. Morgen früh schicke ich sie nach Wyssoka. Sie kommt dann immer noch zurecht. Uns soll man jetzt gefälligst in Ruhe lassen!"

Damit stieg er zu seinem Lager zurück und warf sich auf das Stroh. Bald darauf glaubte ich zu hören, wie das Schnarchkonzert um einen Ton vermehrt wurde. Ich hätte mich auch gern hingehauen. Auf der Rückfahrt hatte ich Mühe, die Augen offen zu halten. Als ich meine Meldung machte, schlief ich schon halb, dann sank ich, restlos erledigt, in unserem Schafstall aufs Stroh.

Das war der Tag vom Annaberg.

V. Kapitel.

Das bittere Ende

22. Mai.

Die Sonne brannte heiß auf den Rücken, als ich erwachte. Es war schon gegen Mittag. Ich lag allein in meinem Stroh. Die Kameraden hatten mich schonend liegen gelassen. Das war verdammt anständig von ihnen. Ein kaltes Bad am Brunnen vertrieb den letzten Schlaf. Ich war wieder munter wie ein Fisch im Wasser.

Im Garten des Pfarrhauses herrschte reger Betrieb. Zu meinem Erstaunen sah ich dort Schlageter neben unserem Geschütz stehen. Er strahlte. Heute morgen war endlich die langersehnte Munition eingetroffen. Vom Garten aus, der auf halber Höhe des Annabergs lag, hatte man einen herrlichen Blick ins Land. Schlageter erklärte. Heute morgen waren starke polnische Patrouillen aus Kalinow gegen Niewke vorgestoßen. Der Ort mußte besetzt sein. Wie auf dem Präsentierteller lag der große, viereckige Gutshof einige Kilometer vor uns. Schlageter wollte die Polen ausräuchern und dabei sein Geschütz einschießen.

Das Geschütz wurde geladen. Da noch kein Schuß damit abgegeben worden war, wurde eine lange Abzugsleine am Verschluß befestigt. Alle Leute, die uns um-

standen, gingen in Deckung. Schlageter zog ab. Laut hallte der Schuß, gefolgt von einem gellenden Heulen. Alles sprang auf und schrie Hurra. Das Geschütz war in Ordnung. Dumpf dröhnte von drüben der Einschlag. Dicht neben dem Eingang zum Hof sprang eine Wolke gelben Rauches auf.

Kanoniere sprangen an das Geschütz und luden.

„Fünfzig Meter zulegen! — Feuer!"

Mitten auf dem Gutshof krepierte die Granate. Sie riß ein mächtiges Loch in den Giebel einer Scheune.

Auf der Straße nach Groß-Strehlitz zu erschienen drei mit Aufständischen vollbesetzte Erntewagen im vollen Galopp.

„Sie kneifen aus!" schrie alles begeistert.

Schlageter stieß den Richtkanonier beiseite und sprang selbst an das Richtgerät.

„Feuer!"

Dicht vor dem ersten Wagen sprang eine Qualmwolke auf. Die Pferde scheuten, sprangen zur Seite, durchquerten den Straßengraben und blieben auf dem Acker stehen. Man sah, wie die Besatzung vom Wagen sprang und aufgelöst dem nahen Walde zueilte. Die anderen Wagen rasten weiter.

„Feuer!"

Zwischen den beiden nächsten Wagen explodierte das Geschoß. Die Pferde des letzten Wagens stürzten. Die anderen blieben stehen. Die Aufständischen flohen in hellen Haufen zum Walde.

Schlageter lachte.

„Denen hätten wir es gegeben! Die haben für heute genug. Ein sauberes Kanönchen haben wir da. Das werden wir noch sehr gut gebrauchen können."

Mit zufriedenem Schmunzeln betrachtete er sein Werk.

Klaus kam durch den Garten geschlendert.

„Fritz, komm mal mit. Ich habe wieder etwas für uns organisiert."

Geheimnisvoll führte er mich in unseren Schafstall. Die anderen beiden Ordonnanzen warteten dort schon auf mich. Über eine große Holzkiste war ein sauberes, weißes Tischtuch gedeckt. Darauf lagen ein paar Würste, ein großes Stück Schinken, ein Stück Butter und ein paar Brote. Daneben standen fein säuberlich ausgerichtet Schachfiguren auf einem Schachbrett.

„Mensch, Klaus", konnte ich mich nicht enthalten staunend zu fragen, „wo hast du das bloß wieder alles her?"

„Alles von den Polen. Man muß nur ein bißchen schnüffeln. Das Schachspiel hat der hohe polnische Stab gestern hier stehen gelassen, als er Hals über Kopf türmen mußte, wie wir von Oberellguth her angriffen. Und das Futter sind Reste aus der polnischen Stabsküche, die ich nach Brauchbarem untersucht habe. Ich schätze, wir werden die Sachen als Zubuße zu unserer Verpflegung gut gebrauchen können. Also ran an den Speck!"

Wir ließen uns nicht lange nötigen, und die Riesenportionen verschwanden überraschend schnell. Dann wurde das Schachspiel vorgenommen und ein Turnier eingeteilt. Dem Sieger winkte als Preis die letzte halbe Wurst. Ich hatte mit Klaus die erste Partie zu spielen. Stille legte sich über den Stall. Selbst die Kiebitze beobachteten schweigend.

Auf dem Pfarrhof draußen hörten wir eine lebhafte Auseinandersetzung, die immer heftiger wurde. Plötzlich schrie jemand:

„Kameraden, hierher! Man will uns Räder klauen!"

Wir sprangen auf und liefen hinaus. Vor einem unserer Wachtposten standen drohend und schimpfend mehrere Oberländer. Sie hatten es offensichtlich auf einige Fahrräder abgesehen, die vor dem Pfarrhaus an der Wand lehnten.

„Das sind unsere Fahrräder!" schrien sie, „die sind uns heut' nacht auf der Fahrt durch Niewke von den Bagagewagen herunter gestohlen worden."

„Das sind unsere Räder!", klang es von unseren Leuten zurück. „Die haben wir gestern abend den Polen abgenommen, die sie beim Überfall auf unsere Bagage erbeutet hatten."

Die Bayern schienen zu bersten vor Wut.

„Gebt die Räder raus, sonst . . . !"

Wie auf Kommando zogen sie ihre Revolver. Wir stürzten nach unseren Gewehren. Jede Sekunde konnte ein unheilvolles Unglück bringen.

In diesem Augenblick trat Leutnant Jürgens aus der Tür des Pfarrhauses.

„Was geht hier vor?"

Revolver und Gewehre sanken nieder. Erregt schilderte einer der Oberländer den angeblichen Diebstahl.

„Und woher wissen Sie", fragte Jürgens, „daß gerade diese Räder hier die Ihnen gestohlenen sind?"

„Es war dieselbe Marke!"

„Die Fabrik wird noch mehrere davon nach Oberschlesien geschickt haben, nicht nur an Oberland. Ich weiß z. B., daß fast die Hälfte unserer Radfahrkompanie mit dieser Marke ausgerüstet ist."

„Es sind uns genau so viele gestohlen worden, wie hier stehen!"

„Das kann ein Zufall sein. Wissen Sie die Nummern der gestohlenen Räder, oder haben sie besondere Kennzeichen?"

„Nein!"

„Na, also! Dann würde ich vorschlagen, wir schießen uns nicht gegenseitig tot. Das wollen wir lieber den Polen überlassen. Wir wollen den Dienstweg beschreiten. Wenn Sie noch glauben, Ansprüche auf die Räder erheben zu müssen, machen Sie Meldung an Ihre Kompanie, und die Führer von Oberland und Heinz werden dann die Sache unter sich regeln. Einverstanden?"

Man sah es ihnen an, daß sie durchaus nicht einverstanden waren. Eine zünftige Rauferei um die Räder schien ihnen bei weitem die bessere Entscheidung. Aber sie wußten auf die Ausführungen des Leutnants nichts zu antworten. Mißmutig schoben sie ihre Revolver in die Tasche und grollend entfernten sie sich. –

Am Abend wurde der Bataillonsstab nach Oberellguth verlegt. Ich erhielt den Befehl, mich für den Fall eines polnischen Angriffs Oberleutnant Schlageter zur Verfügung zu halten.

Spät am Abend meldete ich mich im Gasthof in Niewke. Die Stube war voll von Kameraden, die Karten und Schach spielten. Zum Schlafen waren einige Scheunen und umliegende Häuser eingerichtet worden. Ich war reichlich müde und warf mich deshalb sehr bald in der Ecke einer Tenne auf das Stroh. Da waren noch andere, die sich früh zum Schlafen zurückgezogen hatten. Hier und da raschelte es im Stroh. Leise wurde geflüstert. Eine Zigarette glomm auf. Das war ein unverzeihlicher Leichtsinn, aber es gab Leute, denen das Rauchen bei

jeder sich bietenden Gelegenheit nicht abzugewöhnen war. Bald war ich eingeschlafen.

23. Mai.

Irgendwo fiel ein Schuß. Ich schrak zusammen und war plötzlich munter. Aus der Dunkelheit fragte jemand:

„Was war das?"

Zwei, drei, vier Schüsse fielen hintereinander. Plötzlich ratterte ein Maschinengewehr los.

„Alarm!", brüllte jemand.

Ein unbeschreibliches Durcheinander entstand. Ich hatte meinen Karabiner griffbereit neben mir liegen. Im Augenblick war ich aufgesprungen, hatte einen Rahmen Patronen hineingedrückt und gesichert. Ich wollte zum Ausgang, aber das war unmöglich, überall stieß ich auf umherlaufende Leute. Es mochten etwa 30 oder 40 Mann in der Tenne liegen.

Draußen war die Hölle los. Maschinengewehre ratterten, Gewehre krachten in allernächster Nähe. Jemand schrie laut. Andere brüllten dazwischen.

„Der Pole ist schon im Dorf. Karl wollte eben zur Türe raus und wurde sofort erschossen. Wir kommen hier nicht mehr lebend heraus!"

Es wurde still in der Tenne, wie ein lähmendes Entsetzen legte es sich auf alle. Eine Stimme rief energisch:

„Quatsch! Alles nach rückwärts! Wer kann, klettert nach oben und schießt aus den Dachluken. Maschinengewehre fertigmachen und auf das große Tor richten! Wir wollen sehen, wer uns hier herausholt!"

Ich kletterte über Berge von Heu nach oben an eine Dachluke. Vorsichtig lugte ich hinaus. Der Morgen be-

ganz gerade zu grauen. Es war fast nichts zu erkennen. Wie wild wurde geschossen, dazwischen deutsch und polnisch gebrüllt. Handgranaten krachten. Ganz fern hörte ich Schlageter schreien:

„Alles hierher, sammeln!"

Ich hörte Stimmen auf dem Hof. Das war doch polnisch?

„Achtung", rief ich nach unten in die Scheune: „Die Polen kommen!"

Lautlose Stille. Nur draußen vor dem großen Scheunentor wurde laut polnisch gesprochen. Man schien sich über irgend etwas nicht einigen zu können. Eine befehlende Stimme gab plötzlich energische Kommandos. Man machte sich am Tor zu schaffen. Langsam öffneten sich die Flügel. Gegen den grauen Morgenhimmel sah man 30 bis 40 Gestalten sich abheben.

Plötzlich schien der Bau zu erbeben. Zwei Maschinengewehre ratterten mitten von der Tenne gegen die feindliche Schar. Ein gellender Aufschrei scholl durch den Lärm und eine Masse von Menschenleibern wälzten sich vor dem Tor am Boden.

„Raus jetzt!" brüllte jemand.

Wie auf einer Rutschbahn sauste ich auf dem Heu hinunter zur Tenne und stürzte mit den anderen ins Freie, hinweg über die blutenden und zuckenden Körper der Feinde. So hätten wir selber daliegen können, wenn wir um Sekunden zu spät gekommen wären.

Draußen pfiff uns Maschinengewehrfeuer um die Ohren. Es war noch so dunkel, daß man auf zehn Schritt Entfernung wohl jemanden sah, aber nicht Freund oder Feind unterscheiden konnte. Der Pole mußte mitten im Ort sein. Überall wurde geschossen. Da klang wieder Schlageters Stimme durch:

„Alles hierher, sammeln!“

Er mußte am Ortsausgang nach Niederellguth zu stehen. Über Zäune und Hecken kletterten und liefen wir der Stimme nach. Immer näher und näher kamen wir ihr. Einer brüllte laut:

„Herr Oberleutnant, hier sind 40 Mann!“

„Hierher — —!“ Der Rest wurde von einer Maschinengewehrsalve aus nächster Nähe verweht. Waren das Deutsche oder Polen?

Vor uns tauchten Leute auf.

„Parole?“

„Heinz!“

„Gott sei Dank! Wieviel?“

„40 Mann!“

Schlageter stand mitten auf der Straße.

„Seid Ihr aus der Tenne? Ja? Dann muß Hayn mit seinen Leuten noch im Ort sitzen. Die müssen wir unter allen Umständen heraushauen. Wir gehen sprungweise bis zum Gasthof vor. Handgranaten fertigmachen! Die Spitze nehme ich. Los!“

Grau lag die Straße in den Ort vor uns. Es war kaum dreißig Schritt weit zu sehen. Maschinengewehrfeuer fegte uns entgegen. Schlageter sprang vorwärts. Ich folgte ihm dicht auf. Auf der anderen Seite hielt sich ein Feldwebel mit uns auf gleicher Höhe. Dicht an einen Gartenzaun gepreßt, warteten wir einen neuen Feuerstoß ab. Jetzt wurde es ruhiger. Wieder rasten wir vorwärts. Aus einem Hoftor wurden wir plötzlich angerufen. Polnisch.

Ruck — die erste Handgranate war abgerissen. Torkelnd flog sie über die Mauer. Andere folgten. Mehrere Entladungen krachten gleichzeitig. Irgend

jemand schrie. Wir liefen weiter. Aus einem Hause ragten Gewehrläufe. Sie waren auf den Gasthof gerichtet, in dem noch unsere Leute lagen. Es waren also Feinde. Vorsichtig schlich einer heran. Dicht an die Mauer gepreßt, zog er zwei Handgranaten ab. Man sah ihn die Sekunden zählen. Bei 24 steckte er die Handgranaten ins Fenster. Im selben Moment schlugen krachend Glasscherben und ein Gewehr aus der Stube auf die Straße hinaus. Weiter!

Plötzlich stockte mein Fuß. Aus einem Hause kam etwas Dunkles geflogen, fiel nicht weit von mir zur Erde und kollerte auf mich zu. Dicht vor mir blieb es liegen — eine französische Kugelhandgranate. Aus ihrem offenen Ende stieg feiner Rauch. Der Schreck verschlug mir den Atem. Die Gedanken rasten. Was tun? Ausreißen? Es waren nur noch Sekunden oder Bruchteile davon Zeit. Flucht also aussichtslos. Mit einem Fußtritt stieß ich die Granate zur Seite. Klappernd rollte sie auf das Pflaster davon. Plötzlich warf mich ein flammender Schlag zurück. Ich merkte, wie ich stürzte, dann wußte ich für kurze Zeit nichts. Ein reißender Schmerz im Arm brachte mich zur Besinnung. Jemand rief neben mir:

„Fritz, hast du was abgekriegt?" Es war Schlageter.

Taumelnd erhob ich mich. An meinem rechten Arm lief es warm herunter. Der Rock war zerfetzt. Ich war verwundet. Ganz sachlich nüchtern stellte ich das fest.

„Komm langsam hinter uns her", rief Schlageter, „wir haben die Kerls bald wieder aus dem Dorf herausgehauen, dann verarzten wir dich im Gasthof."

Mit diesen Worten stürzte er davon.

Mit Mühe zog ich meinen Rock aus. Das Hemd war blutig, mit einigen Schmerzen konnte ich den Arm heben.

Es schien kein Knochen verletzt zu sein. Unwillkürlich drückte ich die Hand auf die Wunde, um das Blut zu stillen, was natürlich nur notdürftig gelang. In wenigen Minuten war meine ganze linke Hand voll Blut.

Am Gasthof wurde immer noch geschossen. Handgranaten krachten. Plötzlich wurde Hurra geschrien, dem ein Freudengeheul antwortete. Schlageter hatte den Gast-



Straßenkampf

hof erreicht und den eingeschlossenen Zug befreit. Langsam ging ich auf den Gasthof zu. Schlageter stand davor, ein paar Leute um ihn. Das Hurrageschrei entfernte sich. Der Ort war wieder in unserer Hand. Von verschiedenen Seiten kamen Verwundete angehumpelt. Auf den Straßen lagen Tote, meist Polen.

Ein Sanitäter holte mich in die Gaststube. Mit einer Schere schnitt er rund um den Oberarm das Hemd ab und zog den Ärmel herunter. Sorgfältig wusch er das Blut ab und betupfte die Wunde mit Jod. Der Oberarm war zerfetzt.

„Du hast Schwein gehabt. Es scheint kein Knochen verletzt zu sein", sagte er. Dann legte er blutstillende Watte auf und wickelte einige Verbandpäckchen um den Arm.

„Wenn du warten willst, setz' dich in die Küche. Wenn wir die anderen verarztet haben, schicken wir einen Wagen nach hinten. Sonst kannst du auch laufen."

Schlageter kam in die Gaststube. Er erkundigte sich nach der Art meiner Verwundung, dann meinte er lachend:

„Na, Fritz, auf den Schreck trinkst du doch einen Schnaps mit?"

Obwohl ich sonst nie Alkohol trank, konnte ich nicht gut abschlagen. Außerdem schien er mir geeignet, das innere Gleichgewicht wieder herzustellen.

Der Wagen zum Abtransport ließ auf sich warten. Es dauerte mir zu lange. Vor dem Hause ließ ich mich auf mein Rad setzen und fuhr, nur mit der linken Hand steuernd, zurück nach Niederellguth.

Im Ort sah es schlimm aus. Überall sah ich zerschossene oder zerschlagene Fensterscheiben und erbrochene Türen. Auf der Straße lagen Tote und weggeworfene Waffen.

In voller Fahrt kam mir die Radfahrkompanie entgegen. Sie war zur Verstärkung vorgeschickt worden. Ich meldete kurz dem Kompanieführer, daß der Ort bereits wieder in unserer Hand sei. Bedauernd wurde ich von Kameraden umringt. Dann setzten sie mich wieder auf mein Rad und ich fuhr weiter.

Am Straßenkreuz in Niederellguth neben der Kapelle stand der Bataillonsstab. Die 3. und 4. Kompanie lag daneben im Straßengraben, bereit zum Eingreifen. Ich meldete kurz die Vorgänge des Morgens. Der Kommandeur erkundigte sich bedauernd nach meiner Verletzung. Hierauf nahm mich der Arzt vor. Er begutachtete die Wunde und beglückwünschte mich zu der immerhin glücklichen Verletzung. Ich erhielt eine Spritze gegen den Wundstarrkrampf. Dann mußte ich warten, bis die übrigen Verwundeten von Niewke zurückkamen. Inzwischen war ich von Kameraden umringt, denen ich erzählen mußte. Alles war besorgt um mich. Jeder versuchte, mir Wünsche von den Augen abzulesen.

Endlich kam von Niewke her ein Wagen gefahren. Sieben Verletzte kauerten oder lagen darauf. Sie wurden eilends vom Arzt behandelt, dann fuhr der Wagen nach Krappitz ab. Mir traten die Tränen in die Augen, als ich mich beim Kommandeur und Leutnant Jürgens verabschiedete, und sie mir kräftig die unverletzte linke Hand drückten.

„Ich wünsche Ihnen schnelle Heilung und baldiges Wiedersehen", sagte der Kommandeur.

Wir waren noch nicht in Sicherheit. Noch immer hielten sich versprengte Aufständische in den Wäldern und Feldern verborgen. Einige bewaffnete Leute wurden deswegen dem Wagen als Bedeckung beigegeben.

Wir mochten etwa den halben Weg zurückgelegt haben, als plötzlich ein paar Schüsse fielen und uns Kugeln um die Ohren pfiffen. Im Nu hielt der Wagen. Die Bedeckung sprang auf die Straße. Wir sahen, wie zwei Männer aus einem Gebüsch herausliefen, auf ein Getreidefeld zu. Von hinten kam im vollen Galopp ein

Wagen mit Urlaubern des Korps Oberland angerasselt. Als sie hörten, daß auf uns geschossen worden war, wurde das Feld umstellt. Von allen Seiten drangen die Bayern in das mannshohe Korn ein. In der Mitte des Feldes krachte plötzlich eine Handgranate. Als wir hinzueilten, bot sich uns ein schreckliches Bild. Zwei Aufständische, wahrscheinlich Versprengte vom Tage des Annaberg-sturmes, lagen in ihrem Blute. Sie hatten sich dicht nebeneinander gestellt und eine Handgranate abgezogen, als sie erkannt hatten, daß eine Flucht für sie keine Aussicht mehr hatte. Neben ihnen lag ein Zettel, auf den einer noch in Eile gekritzelt hatte: „Grüßt meine Mutter in Hindenburg."

Hier gab es für uns nichts mehr zu helfen. Die Wagen fuhren weiter. Es war ein eigenartiges Gefühl, über die Stätten unserer Kämpfe bei Gogolin zu fahren. Hier war jetzt alles ruhig. Der Ort lag schon weit hinten in der Etappe. Es wollte mir nicht in den Kopf, daß all das, was ich in den letzten Wochen erlebt hatte, nun plötzlich zu Ende sein sollte. Wehmütig sah ich neue Truppen nach vorn marschieren. Wie lange würde die Heilung meiner Wunde dauern? Werde ich wieder mitkämpfen können? Das waren bange Fragen, die ich mir während der Fahrt stellte.

Gegen Mittag fuhren wir in den Schloßhof von Krappitz ein. Umständlich wurden unsere Personalien aufgenommen. Wir leicht Verwundeten wurden zusammen in dem großen Saal untergebracht. Jeder erhielt ein blütenweißes Bett zugeteilt. Krankenschwestern nahmen sich unser an. Ihre erste Sorge war die Reinigung unserer Kleider. An jeden wurde die Gewissensfrage gestellt: „Haben Sie Ungeziefer?" Am Nachmittag dehnte

ich mich wohlig in einer großen Badewanne. Es war doch etwas Schönes um die Kultur.

Gegen Abend saßen wir mit anderen Kameraden um den großen Tisch im Saal. Wir mußten immer neue Einzelheiten vom Sturm auf den Annaberg berichten. Die Kameraden, die schon früher verwundet worden waren, konnten nicht genug darüber hören.

24. Mai.

Heute morgen bei der Visite untersuchte der Oberarzt meinen Arm.

„Na", meinte er, „das ist ja noch einmal gut gegangen. Sechs bis acht Wochen wird die Heilung dauern, wenn keine Komplikationen eintreten. Wir werden Sie in ein Heimatlazarett verlegen lassen, denn wir brauchen Platz hier."

Ich erschrak. Wenn ich erst einmal im unbesetzten Gebiet war, wurde ich nicht mehr zur Truppe gelassen. Dann würden meine Eltern bestimmt dafür sorgen, daß ich nach Hause entlassen wurde. Das mußte ich unter allen Umständen vermeiden.

Ich hielt die Oberschwester am Schürzenzipfel fest.

„Oberschwester, ich habe eine dringende Bitte."

„Na, was denn, mein Junge?"

„Ich möchte hier in Krappitz bleiben."

„Ja, aber warum denn? In der Heimat ist es doch viel schöner und bequemer. Hier ist doch immerhin noch Frontbetrieb. Da können wir gar keine Rücksichten auf den einzelnen nehmen."

Zunächst stockend, dann immer eindringlicher erzählte ich, unter welchen Schwierigkeiten ich mir die Teilnahme an den Kämpfen hatte erringen müssen, und welche Befürchtungen ich für den Fall einer Verlegung in ein Heimatlazarett hegen mußte.

Sie sah mich lange prüfend an, dann drückte sie mir die Hand und sagte:

„Ich versteh' dich, Fritz. Versprechen kann ich dir nichts, aber ich will sehen, was ich für dich tun kann."

Am Ende der Visite sah ich sie beim Saalausgang mit dem Oberarzt reden. Er sah oft zu mir herüber und schüttelte mit dem Kopf. Dann ging er. Die Entscheidung über mich schien er noch offen gelassen zu haben.

29. Mai.

Ich lag noch immer in Krappitz. Trotz der netten Unterhaltung mit den Kameraden wurden die Tage immer langweiliger. Es ist eigenartig, wie schnell man sich an ein Leben, wie wir es in den letzten Wochen geführt hatten, gewöhnen kann. Die Wunde heilte langsam.

Gestern mußte ein sehr schweres Gefecht bei Kalinow stattgefunden haben. Im Laufe des Tages wurden alle verfügbaren Betten mit verwundeten Oberländern belegt. Von der Sturmabteilung Heinz wurden keine Verwundeten eingeliefert, obwohl sie Kalinowitz, Posnowitz und Schimischow gestürmt haben sollten. Die Oberländer waren im Ort Kalinow in einen polnischen Hinterhalt geraten und hatten innerhalb weniger Minuten gegen zwanzig Tote verloren, darunter mehrere Offiziere.

6. Juni.

Heute wurden wieder Verwundete der Sturmabteilung eingeliefert. Das Bataillon hatte am vergangenen Tage den Ort Salesche gestürmt und war im Laufe des Vormittags bis Slawentzitz vorgedrungen. Die Kameraden waren über die Oberste Leitung des Selbstschutzes sehr verbittert. In Leschnitz waren für das Freikorps Oberland und die Sturmabteilung Heinz Lastkraftwagen bereitgestellt worden, um nach der Einnahme von Slawentzitz in einem überraschenden Vorstoß bis zum Industriegebiet vordringen zu können. Auf Grund dringender Vorstellungen Berliner Regierungsmitglieder wurde dieser Vorstoß abgestoppt und die Lastautos wurden zurückgerufen. Die Truppe wartete in Slawentzitz vergeblich auf das Eintreffen der Wagen. Dieses erneute Zurückweichen der Führung vor den Bedenken der Berliner Regierungsstellen hatte auf die Stimmung der Truppe den denkbar schlechtesten Eindruck gemacht.

20. Juni.

Heute war für mich ein Freudentag. Gegen Mittag erschien plötzlich Leutnant Jürgens im Lazarett. Er war vom Oberarzt begleitet.

„Alle Leute von der Sturmabteilung Heinz, soweit sie das Bett verlassen können, hier im Saal antreten!"

Kurz darauf standen 14 Mann in zwei Gliedern stramm angetreten. Ein verwundeter Feldwebel meldete.

Leutnant Jürgens trat vor die Front.

„Kameraden! Ich soll Euch Grüße von unserem Kommandeur bestellen. Die Sturmabteilung hat in Anerkennung ihrer besonderen Leistungen bei den bisherigen Kämpfen von der Obersten Leitung des Deutschen Selbst-

schutzes einige Schlesische Adler II. Klasse zur Auszeichnung besonders verdienter Freiwilliger erhalten. Es ist uns im Stabe sehr schwer gefallen, eine Auswahl zu treffen, denn die Leistungen waren bei allen Freiwilligen der Sturmabteilung gleichmäßig gut. Jeder hat sein Bestes zu den Erfolgen beigetragen. Er hat deswegen angeordnet, daß die Auszeichnungen zunächst an alle Verwundeten der Sturmabteilung verliehen werden, weil sie über die Leistungen der anderen hinaus gelitten haben. Ich bin daher beauftragt, jedem von euch den Schlesischen Adler II. Klasse zu überreichen."

Er trat an jeden einzelnen heran, übergab ihm ein Etui mit der Auszeichnung und drückte jedem die Hand. Dann ging er zu den Betten der schwerverwundeten Kameraden, überreichte den Adler und unterhielt sich lange mit ihnen.

An der Front mußte es sehr schlecht aussehen. Die Aufständischen hatten durch die Angriffe des Selbstschutzes Angst bekommen. Sie sahen, daß sie ihr Ziel, Oberschlesien mit Waffengewalt zu erobern, nicht mehr erreichen konnten. Verhandlungen mit der Berliner Regierung erschienen aussichtsreicher. Neue englische Truppen waren in den letzten Tagen in Oberschlesien einmarschiert. Sie hatten den Auftrag, sich zwischen die Fronten zu schieben und weitere Kämpfe zu verhindern. Die Sturmabteilung war in diesen Tagen mit anderen Truppen in Ratibor zu einem neuen Vorstoß bereitgestellt worden. Wenige Stunden vor dem Angriff wurden sämtliche Befehle widerrufen. Eine allgemeine Verbitterung hatte unter den Truppen Platz gegriffen.

Am Nachmittag erlebten wir ein Beispiel für die neue Lage. Eine Besichtigung des Lazaretts durch einen Re-

gierungsvertreter war angemeldet worden. Alles war peinlich sauber hergerichtet, selbst unser Anzug vorher einer Musterung unterzogen worden. Alles wartete in größter Spannung. Endlich war es soweit.

„Achtung, sie kommen!" rief jemand in den Saal. Die Tür wurde aufgestoßen, und ein Schwarm von Zivilisten, begleitet von den Ärzten und Schwestern, strömte in den Saal. Voran ein kleiner Mann mit einer Brille. Mit mißtrauischer Neugier ging er von Bett zu Bett, hin und wieder stellte er ein paar Fragen.

Bei einem Kameraden am Nebenbett blieb er stehen. Unwillig betrachtete er einen Stahlhelm mit aufgemalten Hakenkreuzen.

„Was sollen diese Schmierereien auf dem Stahlhelm? Ist das das Abzeichen Ihrer Formation?"

„Nein, das sind Hakenkreuze, die eigentlich alle Formationen tragen sollten!"

„So, denken Sie?", antwortete der Herr etwas spitz. Dann wandte er sich an einige Herren hinter ihm und redete auf sie ein. Ich konnte nur Bruchstücke davon verstehen, hörte aber „von der bezeichnenden Einstellung dieser Formationen" und von „ständiger Gefahr für den Bestand der Republik" sprechen.

Mich fragte er nach meinem Alter. Als ich ihm wahrheitsgemäß antwortete, brummte er vor sich hin: „Dummheit. Sie hätten gescheiter getan, zu Hause zu bleiben und zu lernen."

Mir stieg die Wut hoch. Mühsam nur bezwang ich mich, daß ich ihm nicht scharf antwortete.

Einen der Schwerverletzten am Nebenbett fragte er: „Was haben Sie da für ein Abzeichen liegen?"

„Das ist der Schlesische Adler II. Klasse, der mir wegen Tapferkeit vor dem Feinde verliehen worden ist."

„Spielerei!" sagte der Herr zu seiner Begleitung.

Alles atmete auf, als der Kerl den Saal verlassen hatte. Eine tiefe Verbitterung blieb zurück. Das also war die Einstellung unserer maßgeblichen Regierungsstellen, der Herren Marxisten und Zentrumler. Hatte es überhaupt Zweck, sich für dieses Gesindel herumzuschlagen? Diese Frage erörterten wir erregt den ganzen Abend hindurch.

21. Juni.

Ich lag nun schon vier Wochen im Lazarett. Die Wunde war verharscht. Ich konnte den Arm noch nicht voll gebrauchen, aber eine Gefahr bestand nicht mehr. Bei der Visite bat ich den Arzt um meine Entlassung. Bedenklich betrachtete er den Arm.

„Wohin wollen Sie denn?" fragte er, „nach Haus?"

„Nein, zur Truppe."

„Ausgeschlossen! Außerdem überflüssig. Der Selbstschutz wird sowieso in den nächsten Tagen aufgelöst, wie mir gestern der Regierungsvertreter versicherte. Also entweder Entlassung nach Haus oder wenigstens noch vierzehn Tage hier."

Ich sagte nichts mehr zu seinem Urteil. Mein Entschluß war gefaßt. Am Nachmittag ließ ich mir von der Kammer meine abgegebenen Sachen aushändigen.

„Ich will sie in Stand setzen, weil ich demnächst entlassen werde", sagte ich dem Kammerverwalter.

Dann bat ich um einige Stunden Stadturlaub zur Erledigung einiger Besorgungen. Einige Kameraden weihte ich in meinen Plan ein. Sie waren begeistert und bedauerten betrübt, daß sie nicht mitmachen konnten, weil ihre Wunden noch dringend der Behandlung bedurften. Von allen Leuten wurden mir Grüße an Kameraden aufgetragen. Dann drückte ich jedem von ihnen die Hand. Einige gaben mir Zettel mit ihren Heimatadressen, damit ich sie später einmal besuchen könnte, wenn wir uns im Selbstschutz nicht mehr sehen sollten. Ich bat die Kameraden, die Schwestern von mir zu grüßen, meinen Dank zu übermitteln und um Verzeihung wegen meines heimlichen Abschiedes zu bitten.

Der Posten am Schloßeingang prüfte meinen Urlaubsschein und ließ mich passieren. Die Freiheit lag vor mir. Leutnant Jürgens hatte gesagt, das Bataillon würde heute nach Schloß Moschen verlegt werden. Auf dem Markt paßte ich ein Auto ab, das in Richtung Oberglogau fahren wollte. Gern nahm mich der Wagenführer mit. Ich mußte ihm während der Fahrt von unseren Kämpfen erzählen. In Dobrau trennten sich unsere Wege. Nach zweistündigem Fußmarsch traf ich in Schloß Moschen ein. Stramm meldete ich mich beim Feldwebel aus dem Lazarett zurück. Er war sichtlich erfreut.

„Hast es verdammt eilig", sagte er lächelnd, dann verdunkelten sich aber seine Züge. „Wirst nicht mehr viel erleben hier, glaub' ich. In Berlin sind sie verdammt scharf hinter uns her. Sie wollen den ganzen Selbstschutz zerschlagen."

Bei den Ordonnanzen wurde ich mit einem Freudengeheul empfangen. Klaus kramte aus seinen Beständen allerhand eßbare Vorräte aus, die er zu einem Begrüßungsmahl zusammenstellte. Wir waren glänzend

untergebracht. Im Verwaltungsgebäude des Schlosses hatten wir jeder ein Zimmer. Die Etappe machte sich bemerkbar.

22. Juni.

Heute morgen meldete ich mich beim Kommandeur und bei Leutnant Jürgens, die mich freudig begrüßten. Alle Kameradschaft konnte mich aber nicht darüber täuschen, daß etwas drückend in der Luft lag. Die Stimmung war niedergeschlagen. Wo war die Begeisterung, mit der wir vor wenigen Wochen ausgezogen waren?

Die Nachrichten, die über die Verhandlungen der Regierung eintrafen, waren niederschmetternd. In Oppeln war ein Abkommen getroffen worden, nach dem alle kämpfenden Truppen das besetzte Gebiet in genau festgelegten Etappen zu räumen hatten. Die Regierung hatte ohne jeden Einspruch den Deutschen Selbstschutz, der doch nur zur Verteidigung die Grenze des besetzten Gebietes überschritten hatte, mit den polnischen Aufständischen auf eine Stufe stellen lassen. Beide wurden wir behandelt, als wenn wir Recht und Gesetz übertreten hätten. Nichts wurde zur Ehrenrettung des Deutschen Selbstschutzes in den Abmachungen festgelegt.

Die Aufständischen jubelten. Ihre wankenden Reihen konnten zurückgenommen und in Ausbildungslagern jenseits der Grenze neu zusammengeschweißt werden. Vielleicht ergab sich bald eine andere Möglichkeit, um wieder über die Grenze vorzubrechen. In den Städten jenseits der polnischen Grenze rüstete man zum festlichen Empfang der zurückkehrenden Aufständischen. Und bei uns?

Heute traf beim Stabe der Befehl für die Räumung Oberschlesiens ein. Innerhalb von acht Tagen hatte der Deutsche Selbstschutz das besetzte Gebiet zu verlassen. Die

Sturmabteilung Heinz, die inzwischen auf Regimentsstärke angewachsen war, sollte als letzte deutsche Truppe Oberschlesien verlassen und bis dahin den Sicherheitsdienst in dem geräumten Gebiet versehen.

Was alle befürchtet hatten, aber im Inneren noch für unmöglich hielten, wurde heute zur Gewißheit: Oberschlesien wurde als Verhandlungsobjekt von der deutschen Linksregierung freigegeben. Eine ungeheure Erbitterung machte sich in langen Flüchen Luft, als heute Abend beim Dienstverlesen die Tatsache der Räumung den Freiwilligen bekanntgegeben wurde.

Alle Kompanien erhielten den Befehl, ihre brauchbaren Waffen bis Mittag in Moschen abzuliefern. Alle unbrauchbaren Waffen sollten gesammelt und beim Grenzübertritt auf Bagagewagen mitgeführt werden. Vor dem Schuppen des Waffenmeisters häuften sich Berge von Gewehren, Maschinengewehren und allerlei Gerät. Daneben fuhren zwei leichte Minenwerfer und Schlageters Geschütz auf. Die Leute, die die Waffen ablieferten, konnten sich nur schwer davon trennen. Immer wieder griffen sie ein Gewehr heraus oder setzten sich hinter ein Maschinengewehr, sprachen vor sich hin oder fluchten. Der Geschützführer Schlageters wischte sich eine Träne aus dem Auge, als er vom Waffenmeister die Bescheinigung in Empfang nahm.

Wir Ordonnanzen und eine Reihe von der Kompanie abkommandierte Leute hatten die Waffen stark einzufetten. Das gab für einige Tage Arbeit.

24. Juni.

Heute morgen waren die gestern von uns eingefetteten und aufgestapelten Waffen verschwunden. Erstaunt fragte ich den Waffenmeister nach ihrem Verbleib.

„Halt die Schnauze!“ erwiderte er grob, „das geht dich einen Dreck an, was hier vor sich geht. Tu deinen Dienst und damit basta!“

Ich getraute mich nicht, weitere Fragen zu stellen. Am Abend sagte Klaus zu mir:

„Ich hab's schon raus, was hier gespielt wird. Der Kommandeur und ein Trupp Offiziere, darunter Schlageter, Wandesleben und Jürgens, zogen vorhin, als es gerade dunkel geworden war, in Hemdsärmeln, mit Spaten ausgerüstet, in den Wald. Die vergraben die Waffen, um sie beim nächsten Polenaufstand bei der Hand zu haben. Wahrscheinlich sollen wir an der Demarkationslinie entwaffnet werden.“

Ungläubig sah ich ihn an. „Glaubst du wirklich, daß man das tun könnte?“

„Bei unserer Regierung ist alles möglich.“

Wir wanderten durch die Quartiere der 8. Kompanie. Vor den Häusern saßen Freiwillige beisammen, redeten eifrig oder sangen. Bei der Aussprache wurde nicht mehr freundlich mit den deutschen Regierungsvertretern und den Führern der Linksparteien umgesprungen. Zum Teufel jagen oder aufhängen, war das Mindeste, was gefordert würde. Konnte man den Leuten ihre Verbitterung verdenken? Auch in ihren Liedern kam die niedergedrückte Stimmung, zum Teil aber auch ein gewisser Galgenhumor zum Ausdruck. Einer sang nach einer bekannten Schlagermelodie:

„Warum denn weinen, wenn ein Putsch zu Ende geht,
Wenn in der Zeitung schon von einem andern steht?
Wir buddeln Waffen ein und denken heimlich bloß:
Wahrscheinlich geht die Sache sehr bald wieder los!“

Das war nicht gerade schön umgedichtet, traf aber gut die Stimmung vieler Leute in der Truppe. Sie konnten nicht verstehen, daß sie auf halbem Wege abgestoppt und zurückgepfiffen wurden.

28. Juni.

Unsere Waffen waren verschwunden. Müde und abgearbeitet sah ich oft morgens die Offiziere aus dem Wald zurückkommen. Ich hätte gern mitgeholfen, aber der Aufbewahrungsort der Waffen sollte größtes Geheimnis bleiben. Ich hörte, daß sich die Offiziere durch Handschlag und Ehrenwort verpflichten mußten, zu schweigen. Ganz ließ sich die Sache trotzdem nicht vertuschen. Unter den Freiwilligen wurde viel gemunkelt. Aber man war damit einverstanden. Lieber hätte man die Waffen zerschlagen, als sie abgeliefert.

Für Mittag hatten alle Kompanien des Regiments Marschbefehl. Ich durfte meiner Verwundung wegen im Auto des Kommandeurs mitfahren. Langsam überholten wir eine Kompanie um die andere. Überall wurden wir jubelnd begrüßt.

Dann kam die Grenze. Das Auto wurde von Schutzpolizei umringt. Ein Offizier stellte sich vor.

„Ich bin gezwungen, den Wagen auf Waffen zu untersuchen. Sie können sich vorstellen, daß es eine sehr unangenehme Aufgabe für uns ist. Wir haben aber den dienstlichen Befehl dazu, und dort steht unsere Kontrolle."

Er blickte abseits. Wir trauten unseren Augen nicht. Dort stand ein französischer Offizier, der sich zwar offensichtlich unter unseren erstaunten und feindseligen Blicken nicht ganz wohl fühlte, aber durchaus die Absicht zu haben schien, sich von unserer Entwaffnung zu überzeugen.

Ich sah, wie es in den Gesichtern unserer Offiziere aufzuckte.

„Muß das sein?" wurde der Schupo-Offizier gefragt.

„Wir haben den dienstlichen Befehl, den Schutz dieses französischen Offiziers zu übernehmen und ihm vollen Einblick in die Entwaffnungsaktion zu gestatten."

Mit eisigem Schweigen wurde die Durchsuchung des Wagens angesehen.

Die Kompanie kam singend auf der Straße anmarschiert. Kurz vor der Grenze kommandierte der Kompanieführer: „Aus!" Schweigend wurde die Grenze überschritten.

„Kompanie — halt!"

In weitem Bogen hatte eine Hundertschaft Schutzpolizei die Straße umstellt.

„Überzeugen Sie sich bitte, daß die Kompanie keine Waffen mehr hat", sagte der Kompanieführer zu dem Schupo-Offizier.

„Das sehe ich. Wo sind Ihre Waffen?"

„Sie kommen dort mit der Bagage."

Die Wagen rollten heran. Ein paar Leute luden alte, verrostete Waffenteile ab. Es war kaum ein deutsches Gewehr dabei, fast alles Beutewaffen der verschiedensten Konstruktion. Selbst diese waren zerschlagen und unbrauchbar gemacht. Wenn man alle Teile zusammengesetzt hätte, wären noch keine fünfzig Gewehre daraus entstanden. Höhnisch grinsend stand die Kompanie rundum. Der Schupo-Offizier warf erstaunte Blicke auf den Schrotthaufen.

„Das waren Ihre ganzen Waffen?"

„Überzeugen Sie sich bitte, daß wir keine weiteren Waffen mit uns führen."

Schupowachtmeister untersuchten die Wagen. Sie nahmen es nicht sehr ernst damit.

„Verdammte Schweinerei!" fluchten sie, „wir müssen aber wenigstens so tun als ob . . . Befehl ist Befehl!"

Stramm meldeten sie dem Offizier: „Auf dem Wagen wurden keine Waffen gefunden."

Der französische Offizier kam heran und wollte einen Blick in den Wagen werfen. Einige Leute sprangen vor ihn.

„Keinen Schritt weiter!"

Er wurde blaß und wandte sich nach dem Schupo-Offizier. Der biß sich auf die Lippen und sagte keinen Ton. Achselzuckend ging der Franzose wieder nach seinem Platz im Hintergrund.

„Haben Sie sonst noch Wünsche?" erkundigte sich der Kompanieführer.

„Nein, die Kompanie kann abrücken."

Stumm grüßten sich die beiden Offiziere.

„Kompanie — stillgestanden — im Gleichschritt — marsch!"

Die nächste Kompanie kam heran. In endloser Kette zogen die Kameraden vorüber. An der Stelle häufte sich in Mannshöhe altes Eisen. Grinsend standen unsere Leute davor.

„Wo habt ihr die alten Klamotten bloß überall aufgetrieben?" hörte ich einen Schupowachtmeister fragen.

„Mit den haben wir den Feind vom Annaberg heruntergejagt, Mensch. Ob du's glaubst oder nicht", antwortete ihm einer unserer Feldwebel.

„Das kannst du deiner Großmutter erzählen. Aber uns soll das egal sein. Hauptsache ist, daß wir den Befehl ausführen. Alles andere denken wir uns."

Eine Kompanie hatte ein verrostetes, russisches Maschinengewehr in einen alten Kinderwagen eingebaut. Ehe jemand darauf geachtet hatte, stand plötzlich eine Abordnung damit vor dem französischen Offizier. Einer sagte:

„Gestatten Sie, daß wir Ihnen die neueste deutsche Erfindung auf dem Gebiet der Kriegstechnik vorführen. Wir wollen sie Ihnen gern überlassen und empfehlen sie dringend zur Einführung in der französischen Armee."

Wuterfüllt wandte sich dieser an den Schupo-Offizier. Der Kompanieführer pfiff seine Leute zurück.

Die letzte Kompanie hatte die Grenze überschritten. Ein paar höfliche, sehr kalte Worte wurden noch gewechselt, dann fuhr unser Wagen hinter der Truppe her.

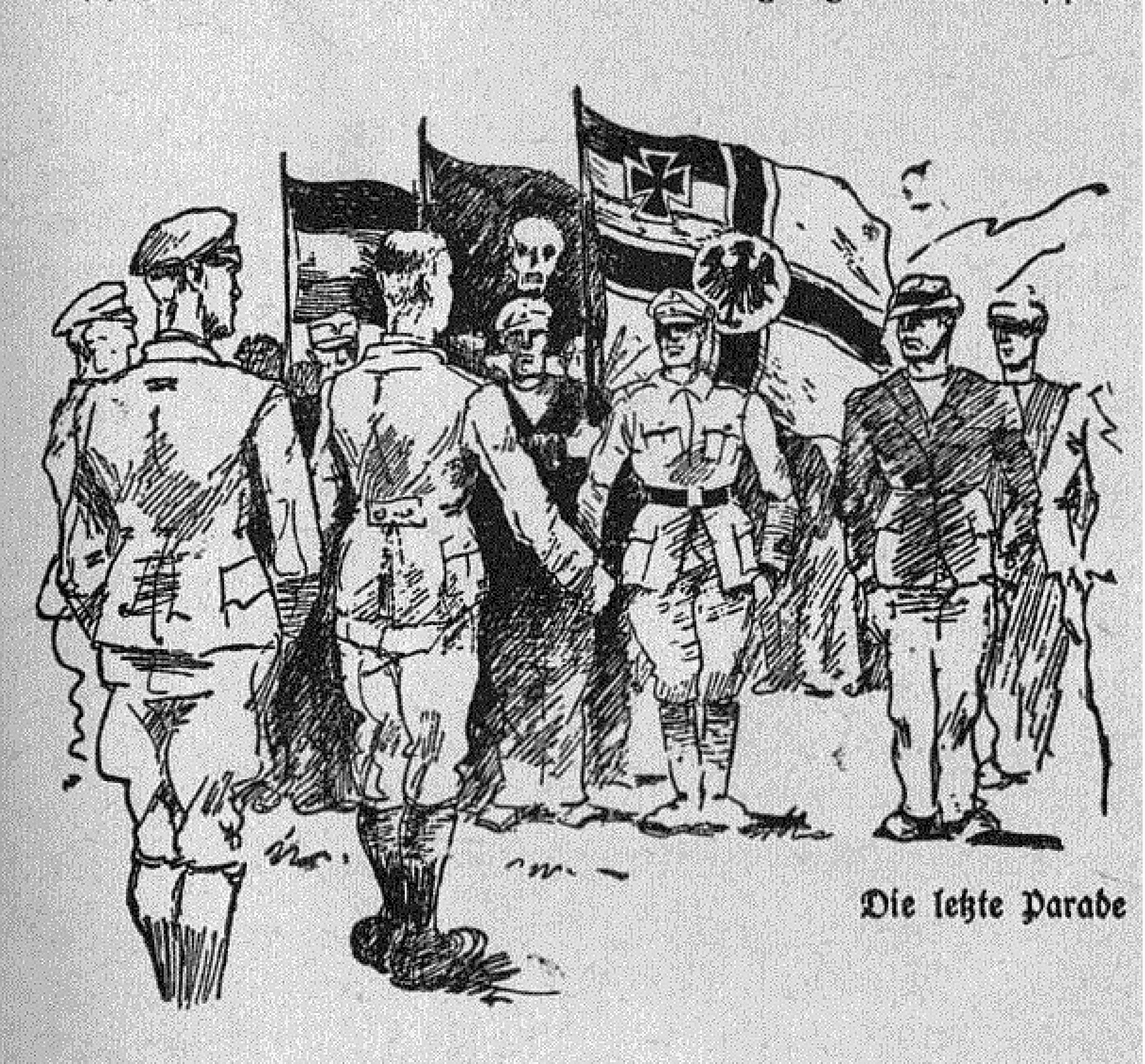
Das war unser Empfang in der Heimat! —

Im Lager Lamsdorf war das Regiment zur letzten Parade angetreten. Wie mit dem Lineal ausgerichtet standen zwölf Kompanien, eine Radfahrabteilung, eine Batterie, zusammen 3500 Mann. Es war erschütternd, zu wissen, daß all dies morgen nicht mehr bestehen sollte. Nicht nur mir traten bei diesem prächtigen Anblick die Tränen in die Augen.

Der Kommandeur schritt die Front ab. Jedem der Kompanie- und Zugführer reichte er zum Abschied die Hand. Mit vielen Leuten sprach er ein paar kurze Worte.

Dann schwenkten die Kompanien zu einem großen Viereck ein.

Der Kommandeur sprach. Er erinnerte an die Tage der Aufstellung der Formation und an den beispiellosen Opfermut der Kameraden in den vergangenen Kämpfen.



Die letzte Parade

Er gedachte der gefallenen Kameraden und der Verwundeten in den Lazaretten. Er wies auf den schmachvollen Abbruch der Kämpfe hin.

„Wir haben unsere Schuldigkeit getan", sagte er, „wir können gehen. Seien wir uns aber im klaren darüber, daß die Auflösung der Formation nicht ein Ende sein darf, sondern ein Anfang sein muß. Wir haben in

den letzten Tagen mit eigenen Augen sehen müssen, daß der größte Opfermut in der Verteidigung unseres Vaterlandes zwecklos ist, wenn Vaterlandsverräter an der Spitze unseres Volkes stehen, die nicht zögern, uns den Dolch in den Rücken zu stoßen, wenn sie ihre eigene Existenz gefährdet wähnen. Ihnen muß in Zukunft unser Kampf gelten. Wenn wir nicht beginnen, im Inneren unseres Volkes einmal Ordnung zu schaffen, werden wir an unseren Grenzen immer vergebens kämpfen. Wenn ihr jetzt wieder zu eurem Arbeitsplatz zurückkehrt, denkt immer daran, daß dieser Kampf im Inneren einer Befreiung vom äußeren Feind voran gehen muß. Ich hoffe, daß jeder von Euch in diesem Kampf seinen Mann stellen wird, und daß wir uns an allen Stellen wieder zusammenfinden werden, wo es gilt, mit der Faust dazwischen zu schlagen. Die vergangenen Kämpfe haben uns zu einer engen Kameradschaft zusammengeschmiedet, halten wir sie auch über diese erzwungene Auflösung des Deutschen Selbstschutzes hinaus. Denkt überall an unseren alten Waffenspruch:

Wenn wir zunächst auch nur wenige sind,
Ihr vielleicht, wir, noch ein paar.
Der Weg ist weit,
Das Ziel ist klar:
Vorwärts geht es, Schritt um Schritt!
Habt ihr Mut, kommt mit!
Wenn wir zunächst auch nur wenige sind,
Aber wir werden es schaffen!"

Er hatte kaum geendet, als jemand das Deutschlandlied anstimmte. Hell schallte es aus tausend Kehlen über den weiten Barackenplatz.

Dann traten die Kompanien an zum letzten Vorbeimarsch. Unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches zog Formation um Formation leuchtenden Auges an den Führern der Sturmabteilung vorüber. Stumm wurden zum letzten Male die kampferprobten Fahnen gegrüßt. Von den Baracken her schallten Befehle.

„Kompanie stillgestanden! – Weggetreten!"

Der oberschlesische Aufstand war beendet. –

Übersichtsskizze zu den Kämpfen um den Annaberg

